



Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bringt den Kulturvölkern Europas die starke Betonung des nationalen Gedankens und dadurch die Ausgestaltung des modernen Staates. Die alte Idee des Weltbürgertums, der Gedanke des allgemeinen Menschentums machen der Realpolitik des Staates Platz. Diese Politik in allen ihren äußeren und inneren, engeren und weiteren Beziehungen wertet den Menschen in erster Linie als Glied des Staatsorganismus. Damit hängt natürlich ein gewisses Nivellieren auf allen Gebieten, ein Zurücktreten der Individualität zusammen. Wir denken an die Zeiten Schillers und Goethes. Ein Zeitalter, das mit seinen feinsten Saiten auf die Kunst eingestimmt war, mußte den Einzelnen — es lag in der Natur der Sache — auf sein eigenes Schauen, sein eigenes Nachempfinden, sein eigenes Genießen, sein eigenes Urteil verweisen. Ein Geschlecht, das den Staatsgedanken zur höchsten Vervollkommnung bringt, wird den staatlichen und sozialen Gemeinnsinn herausarbeiten. „Das Streben findet sein Hauptziel nicht mehr in der inneren Bildung der Individuen durch Literatur und Kunst, sondern in der Verbesserung des politischen und sozialen Zusammenseins“, so charakterisiert der Philosoph R. Eucken diese ganze Entwicklung. Der Beamte ist in erster Linie Beamter und nicht Mensch. Je objektiver, je sachlicher er ist, desto brauchbarer ist er, desto mehr entspricht er seinem Ideal. Daneben aber ersteigen die Völker immer höhere Stufen der politischen Mündigkeit.

Und die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei, das Mitgehen mit dieser Partei in allen entscheidenden Fragen, ein Glaubensbekenntnis politischer Art wird von jedem Staatsbürger erwartet. Unter bestimmte Fahnen gesammelt wird auch auf dem Felde, das ursprünglich nur für die eigensten und zartesten Entscheidungen des Gewissens bestimmt ist, auf dem Gebiet der Religiosität. Wer nicht einer kirchlichen Partei angehört, gilt schwerlich als religiös interessiert. Die Erziehung geht nicht mehr ausschließlich still im Innern der Familie vor sich; der Staat greift mit seiner mächtigen Hand tief in die alten Rechte der Eltern ein. Daraus ergibt sich der Gedanke der allgemeinen Bildung, der Gleichmacherei im Werden des jungen Menschenkindes. In der wirtschaftlichen Arbeit stellen die großen Zusammenschlüsse die kleinen Einzelbetriebe immer mehr in den Schatten und erkämpfen dem Gemeinsamen den breitesten Platz an der Sonne. Und der Sozialismus, der Rückschlag gegen die übermächtigen Großbetriebe des Kapitalismus, segelt in demselben Fahrwasser wie seine Gegner. Denn auch er erwartet alles Heil von dem Ineinandergreifen der organisierten Kräfte, von der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze. Aus solchen und ähnlichen Entwicklungen haben wir dann eine tiefgehende Gegenströmung zu begreifen, den Individualismus moderner Denker und Dichter.

Zurück zur Individualität! so ruft der Individualismus. Was ist Individualität? Dasjenige, wodurch das Ich bestimmt wird. Sie ist das, was ich ganz allein habe, was weder vor mir da war noch neben mir da ist noch nach mir jemals da sein wird im ganzen Getriebe der auftauchenden und verschwindenden Menschengenerationen. So ist sie in der Tat etwas Ureigenstes, Schöpferisches. Sie läßt sich nicht durch Geburt, Vererbung, Erziehung, Anpassung, Ernährung, weder durch Umstände äußerer noch innerer Art ausreichend und erschöpfend erklären. Denn bei ganz denselben Ursachen entstehen verschiedene Wirkungen, unter denselben Verhältnissen verschiedene Individualitäten. Kein Sohn ist ganz der Vater, keine Tochter ganz die Mutter, kein Bruder gleich dem Bruder. Das Eigenste des Menschen ist nach Art und Ursprung unerklärlich aus jeder menschlichen Beeinflussung. Wunderbares Geheimnis der Schöpfung! Jeder Mensch, so schreibt einer der modernsten Verkünder des Individualismus, ist ein einmaliges Wunder, „noch nie dagewesen und nie wiederkehrend außer in seinem eigenen Selbst.“ Und weiter führt er dann aus, daß jedes einzelne Leben, auch das unbeseelte, solche Eigenartigkeit und Einzigkeit in sich trägt. Kein Halm, kein Getreidekorn, kein Sandkorn, kein Wassertropfen, kein kleinstes Gebilde in den unermesslichen Reichen der Mutter Natur ist dem andern völlig gleich. „Das nenne ich Reichtum Gottes, daß er in seinem Leben nie

sich wiederholt, das nenne ich unendliche Schöpferkraft, daß sich die Welt niemals und nirgends mit Kopien abgibt, daß sie allüberall Originale, eigenes, ursprüngliches Leben schafft. Sollte da nicht der Mensch, in dessen Auge und Seele sich all dieses einzigartige und eigenartige Leben widerspiegelt, auch selbst zu solchem Leben erweckt werden? Sollte es gerade sein Los sein, daß er allein von dieser Ueberfülle ursprünglichen Lebens ausgeschlossen sein sollte?“ In der Tat, sein Ursprung stellt dem Menschen eine große Aufgabe: Sein Selbst herauszuarbeiten, zu veredeln, zu dem ihm gerade gesteckten Ideal zu verklären. „Durch die Individualität des Menschen ist sein mögliches Glück im voraus bestimmt“ sagt Schopenhauer.

Und so revoltiert denn der moderne Individualismus gegen jenes Gleichmachen, gegen jenen Herdentrieb in unserm Leben. Als Prophet des Individualismus in Deutschland hat Fr. Nietzsche eine Gemeinde gegründet, und auch solchen, die ihm nicht folgen konnten und wollten, hat er manchen neuen Anstoß gegeben. Immer kräftiger lebt jene Geistesrichtung auf; sie bestimmt die Weltanschauung weiter Kreise. In alle Zweige der Kunst dringt sie durch und treibt Blüten und Früchte. So hat man, um nur eins zu erwähnen, mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß in der modernen Malerei die liebevolle Wiedergabe kleiner, unscheinbarer Ausschnitte aus der Natur eben dem Individualismus entspringt.

Jeder Mensch soll etwas für sich werden und sein. Wenn aber das Ich allgemeine Normen nicht mehr anerkennt, wenn es das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft nicht mehr in rechter Weise zu begreifen vermag, wenn es sich selbst zum Maß aller Dinge setzt, dann wird der Individualismus zum Subjektivismus. „Sich selber sein Böses und Gutes geben und sein Wollen über sich aufhängen wie ein Gesetz“ dies Nietzschewort ist dieser Weisheit letzter Schluß. Doch greifen wir nicht vor, sondern halten wir uns, wie unser Thema fordert, zunächst an den Mann, der neben Nietzsche den Individualismus seit Jahrzehnten in den Vordergrund der literarischen Debatte gerückt hat. Es ist Ibsen, der philosophierende Dichter, der dichtende Philosoph. Darin liegt das Geheimnis der Wirksamkeit des strengen, kritischen Norwegers, daß er eine weitverbreitete Geistesrichtung in die Anschauung übersetzt, daß er Gedanken und Grundsätze des Individualismus durch künstlerische Formgebung uns plastisch vor die Augen stellt. Ibsen zeigt den Individualismus in seiner kühnen, jugendlichen Siegerhoffnung, in seinem mannhaften Streiten und endlich in seinem pessimistischen Verzichten und Verzweifeln an der Menschheit. Von den Dramen der Mannesjahre interessieren hier zunächst „Brand“ und „Peer Gynt“. Vor allem aber kommen

die Gesellschaftsdramen in Betracht; ihre Gestalten sollen heute an uns vorüberziehen und ihre Hoffnungen und Wünsche, ihre Zweifel und Anklagen erschallen lassen.

Kurz erwähne ich das Jugenddrama „*Catilina*“, schon deshalb, weil die Wahl des Helden für den jungen Ibsen bezeichnend ist. Der Einundzwanzigjährige schrieb das Stück unter dem Eindruck der Revolutionsjahre 1848 und 49. Der römische Empörer wird als ein Mensch dargestellt, der zwei Seelen in seiner Brust hat. Einerseits sieht er, wie verkommen seine Zeit ist, andererseits aber hat er in sich nicht die sittliche Kraft, dieser Zeit aufzuhelfen. Von Sehnsucht nach Freiheit der Ueberzeugung und der Persönlichkeit weiß die Jugenddichtung schon viel zu sagen, freilich noch in ziemlich unklarer und unreifer Art. In der Vorrede zu einer neuen Ausgabe des Stückes schreibt der Dichter im Jahre 1875: „Vielerlei, worum meine spätere Dichtung sich gedreht hat — der Gegensatz zwischen Können und Verlangen, zwischen Wille und Möglichkeit, der Menschheit und des Individuums Tragödie und Komödie zugleich — kommt bereits hier in nebelhaften Andeutungen vor“. Aber mit Recht urteilt Reich in seinem Buche: „Ibsens Dramen“: „Doch sind diese Andeutungen zu nebelhaft, um ein wärmeres Interesse zu wecken“, und nennt das Stück „die Arbeit eines sehr talentvollen Gymnasiasten, der mit unzulänglicher Fähigkeit, Menschen zu charakterisieren, seinen Gedanken dramatische Form zu geben sucht.“

Doch wir eilen zu den Dramen des Mannesalters. Wie der Individualismus auf religiösem Gebiet im „*Brand*“ behandelt wird, das habe ich an anderer Stelle dargetan. *) Und da der religiöse Individualismus das Menschenherz natürlich am stärksten erfaßt und vor die tiefsten Probleme stellt, so ist meines Erachtens der „*Brand*“ von keinem späteren Drama Ibsens an Wucht und Tiefe der Gedanken erreicht worden. Daß der Dichter an einen versöhnten, versöhnenden Ausgang dieses titanisch ringenden Lebens glaubt, versuchte ich in jenem Aufsatz zu zeigen.

„*Brand*“ zeigt den Menschen, der weiß, was er will und der mit unerschütterlicher Beharrlichkeit, die zu eiserner Härte werden kann, seinem Ziele zustrebt. Das Gegenstück zu *Brand* ist *Peer Gynt*. In ihm sehen wir den Phantasten, der alles „nur ein wenig“ ist. Er gehört zu jenen unglücklichen Naturen, die nicht ohne schöne Anlagen sind, sich überschätzen, stets sich und andere zu täuschen suchen und so schließlich von jedem rechtschaffenen Durchschnittsmenschen an Klarheit und Tüchtigkeit der Lebensgestaltung übertroffen werden. Es würde zu weit führen, wenn ich auf den ganzen, reichverzweigten Organismus

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 22. Jahrgang, 1. Heft.

des Stückes eingehen wollte. Daß der Dichter, wie wohl allgemein anerkannt ist, mit dem Peer Gynt auch sein Volk meint, interessiert uns hier weniger. Nur kurz hebe ich das hervor, was für unser Thema das Wichtigste ist. Peer Gynt gerät auf seinen abenteuerlichen Wanderungen auch in das Reich der Trolle. Dieser eklen Gesellschaft soll er sich ganz anpassen: ihre widerliche Nahrung zu sich nehmen und sich schließlich auch ihren Schielblick aneignen. Peer Gynt macht mehrere Zugeständnisse und glaubt durch Kompromisse unter diesem unangenehmen Völkchen leben zu können. Vergebens. Er soll seine eigene Ueberzeugung, seine Individualität völlig aufgeben. Sonst wollen sie ihn nicht unter sich dulden. Da flieht Peer. Und doch hat er sein bestes Teil nicht gerettet. Er ist innerlich stark beeinflußt worden. Hat er doch den Wahlspruch der Trolle: „sei dir selbst genug“ dem echter Menschlichkeit: „sei dir selbst treu“ vorgezogen. Eingebildete Selbstgenügsamkeit setzt er an die Stelle konsequenter Charakterbildung. Und diese Selbstgenügsamkeit — wie lebenswahr — hat er in jener Herde gelernt, die nichts außer sich selbst und außer der eigenen Art gelten lassen will.

Auch im Kampfe mit dem „großen Krummen“ siegt Peer nicht unbedingt. Im Dunkeln stößt er, wohin er geht, auf eine schwammige, gestaltlose Masse, die ihn umgibt und in seinen Bewegungen hemmt. Er schlägt darauf los; es hilft nichts. Der Gegner wehrt sich auch nicht; er hat es nicht nötig: „Der große Krumme siegt allmählich.“ Endlich besiegt Peer das Ungetüm mit Hülfe seiner Jugendgeliebten, die ihm in selbstloser Treue ergeben ist. Der „große Krumme“ schrumpft zu einem Nichts zusammen. Aber auch Peers Kraft ist erschöpft. Ibsens Biograph Wörner erklärt die symbolische Gestalt als den trägen, zu Taten unlustigen Teil des eigenen Ich, den es zu überwinden gilt, um erst das wahre Ich zu werden. Wahrscheinlicher ist mir die Deutung von Reich: der „Krumme“ repräsentiert die große, stumpfe Menge, die nicht etwa durch Kampf siegt. Denn dazu ist sie zu schwach und feige. Vielmehr ermüdet sie den Gegner durch trägen, langsamen, passiven Widerstand. Das ist ein echt Ibsenscher Gedanke.

Anstatt ein freier, ganzer Mensch zu werden, pflegt Peer seinen „heimlichen Kaiser“. Wie alle Phantasten ist er im Grunde seiner Seele sehr eingebildet. Er redet sich ein, er sei ein Ausnahmensch und hat nicht einmal die Kraft, eine Individualität zu werden. Er hält sich für besser als alle andern und erlaubt sich deshalb nicht bloß tolle, sondern sogar ruchlose Streiche. So treibt er es nicht nur als jugendlicher Phantast, sondern auch später als berechnender Geschäftsmann. Aber wie vieles hat er über der Pflege dieses „heimlichen Kaisers“ in sich vernachlässigt! Am Ende seines Lebens wirbeln ihm auf verbrannter Heide Garn-

knäuel und trockene Blätter entgegen, Klänge in der Luft umziehen ihn, Tautropfen tröpfeln von den Zweigen, geknickte Halme sehen ihn vorwurfsvoll an: wir sind die Worte, die du nicht gesprochen, die Lieder, die du nicht gesungen, die Tränen, die du nicht geweint, die Werke, die du nicht getan hast! Wo bleibt in diesem furchtbaren Gerichte Peers Kaisertum? Ein haltloses Luftschloß war es! Ein Kaisertum hätte er gewinnen können. Er lauscht draußen an der Hütte Solveigs, seiner Jugendgeliebten, und hört sie singen:

Lieber Knabe, noch immer weit, —
Kommest du wohl?
Bist auf weiten Fahrten,
So sei nicht bang; —
Ich will schon warten,
Sei's noch so lang.

Da erwacht sein Gewissen; er entflieht totenbleich:

Eine die gedacht — und einer der vergessen!
Eine die entsagt — und einer der vermessen! —
O Grauen! — Und niemals wandl' ich's um!
O Gott — hier war mein Kaisertum!

Ja, verblendeter Tor, nicht in deinen abenteuerlichen Plänen, nicht in deinem unsteten Leben, im Kreise treuer Pflichterfüllung und echter Herzensgemeinschaft sollte dein Kaisertum liegen! Aber du hast deine Gaben verzettelt und zersplittert. Ein verlorenes Leben! Doch mit einer kleinen Hoffnung entläßt der Dichter den erschütterten Leser: Peer muß nach seinem Tod in den Löffel des Knopfgießers wandern und umgegossen werden. Diese seltsame, am Schluß des Stückes geisterhaft auftauchende Gestalt symbolisiert die innere Läuterung.

Wir treffen uns noch auf dem Kreuzweg, Peer;
Da wollen wir sehen, ob —; ich sage nicht mehr.

so ruft der Knopfgießer, während die Geliebte der Jugend dem ruhelosen Wanderer das Sterbelied singt.

Weniger Symbolik finden wir in den *Gesellschaftsdramen*. Sie reden meist unmittelbar aus dem Leben für das Leben. „*Die Stützen der Gesellschaft*“ soll uns zunächst beschäftigen. Konsul Bernick ist der angesehenste Mann der Stadt. Durch seinen Reichtum und seine moralischen Grundsätze gehört er zu den Stützen der Gesellschaft. Der Kreis, der in seinem Haus verkehrt, gibt sich sehr religiös, als Hüter der alten, guten Sitte und als Bewahrer gediegener Grundsätze. Die Frauen sind Mitglieder des Vereins zur Besserung moralisch Verkommener. Die Männer bieten ihren Einfluß auf, um die von ihnen beherrschte Gesellschaft vor den

Einwirkungen der „moralisch verkommenen Außenwelt“ zu schützen. Bernick aber ist in Wirklichkeit voll innerlicher Lüge. Mit Lügen hat er seine Stellung begründet. Als er, ein junger, tatkräftiger Mann, die Geschäfte des alten Handelshauses zu leiten beginnt, bemerkt er, daß die Firma dem Zusammenbruch nahe ist. Er gibt deshalb Lona Hessel, die Geliebte seiner Jugend, auf und heiratet die reiche Erbin Betty Tönnesen. Aber im Handumdrehen lassen sich natürlich die Schwierigkeiten nicht vertuschen. Da kommt es Karsten Bernick sehr zu statten, daß sein Schwager Johann, dessen Halbschwester Lona Hessel bald folgt, nach Amerika geht. Der Klatsch bringt diese Auswanderung mit den Verlegenheiten der Familie in Verbindung, und das Gerücht verbreitet sich, Johann Tönnesen habe das Haus Bernick bestohlen. Der Konsul greift nach dieser Rettungsplanke. Er hilft freilich nicht das Gerücht verbreiten, er widerspricht ihm aber auch nicht. Schon früher hatte Bernick ein Verhältnis mit der Schauspielerin Dorff angeknüpft, das Folgen hat. Die arme Frau wird von der Truppe entlassen, ist zu stolz, Bernick zu ver-raten und schlägt sich mühsam mit Waschen und Nähen durch. Schließlich stirbt sie an Ueberanstrengung. Auch die Verführung dieser Frau schiebt das Gerücht dem Johann Tönnesen zu. So hat Bernick eine dreifache Lüge auf dem Gewissen: die Lüge gegen seine Frau, seinen Schwager und gegen sich selbst. Und in dieser Lüge beharrt er und verhärtet er sich, als die beiden amerikanischen Verwandten unerwartet zurückkommen. Es gelingt Lona Hessel zunächst nicht, Bernicks besseres Selbst zu wecken und ihn zum Ablegen eines freimütigen Geständnisses zu bringen. Er denkt nur an seine Stellung in der Gesellschaft. Auch Johann erwartet, ja verlangt ein Geständnis von Bernick. Er hat Dina Dorff, die natürliche Tochter des Schwagers, in dessen Haus kennen gelernt. Er liebt sie und will mit ihr sein Heim in seiner Vaterstadt gründen. Deshalb muß er fleckenlos dastehen. Bernick eröffnet dem Schwager nun, daß er gerade jetzt nicht offen reden dürfe. Denn der Konsul hat, als es sich um die Anlage einer Bahn in seiner Heimat handelte, ein gewagtes Geschäft gemacht, zu dessen glatter Durchführung er sein ganzes moralisches Ansehen braucht. Das Gelingen seines Planes wird seiner ganzen Vaterstadt zu gute kommen. Johann aber will sich und seine Pläne nicht gegen die Allgemeinheit zurückstellen. Er will mit der „Gazelle“, einem Schiff Bernicks, nach Amerika zurückfahren, dort seine Angelegenheiten ordnen und dann zurückkommen. Sein Enschluß wird geradezu zur Rachsucht, als er hört, daß Dina sich mit dem Hilfsprediger Rohrland verlobt hat. Nun will er erst recht wiederkommen und den Gegner vernichten. Da wird Bernick durch die Angst vor Entlarvung fast auf die Bahn des

Verbrechens getrieben. Er weiß sehr gut, daß die „Gazelle“ baufällig und geradezu dem Verderben geweiht ist, wenn sie in See sticht. Er gibt aber kalten Blutes den Befehl dazu. So hofft er sich des unbequemen Verwandten entledigen zu können.

Der Schritt Dinas war übereilt, ihr Herz gehört Johann Tönnesen. Zu rechter Zeit erkennt sie das noch, gibt Rohrland auf und reist mit Johann ab. Nie wieder wollen beide nach Europa kommen. Zwei Briefe Bernicks, die ihn schwer kompromittierten und die Johann Tönnesen in der Hand hatte, gibt dieser an Lona Hessel. Sie stellt die Briefe dem Konsul zur Verfügung. Nun ist Bernick gerettet, und es wäre garnicht nötig gewesen, das Schiff und seine Mannschaft so ruchlos aufs Spiel zu setzen. Denn Johann ist mit dem seetüchtigen „Palmbaum“ gefahren. Zu allem Unglück erfährt Bernick noch, daß sein Sohn Olaf, durch die Erziehungsmethode des Vaters kopfscheu und verstockt gemacht, auf der „Gazelle“ entflohen sei. Aber auch dies Unglück soll den Konsul in Wirklichkeit nicht treffen: seine Frau hat den Fluchtplan des Sohnes beizeiten entdeckt und zu vereiteln gewußt. Unter der Wucht dieser Hiobsposten, die sich dann in glückliche Nachrichten auflösen, unter diesem Hin und Her zwischen tödlicher Angst, nagender Reue und erlösender Freude findet Bernick sein besseres Selbst wieder. Als seine Mitbürger ihn durch einen glänzenden Fackelzug ehren wollen, legt er ein umfassendes Bekenntnis ab. Er will unter ihnen bleiben; sie sollen entscheiden, ob sie ihm ihr Vertrauen und ihre Achtung auch weiter schenken können. „Haben die Gemüter sich wieder beruhigt, dann wird es sich zeigen, ob ich verloren oder gewonnen habe.“

Bernick ist ursprünglich in seinem ganzen Dasein abhängig von der Gesellschaft, von der Gesamtheit und ihren Interessen. Kaltblütig opfert er den Einzelnen dem Allgemeinen. Johann Tönnesen und Lona Hessel opfert er dem Glanze des Hauses Bernick, eine ganze Schiffsmannschaft will er für die Ehre des Geschäfts hingeben. Und als sein Gewissen wegen dieses letzten Planes doch etwas schlägt, soll der Geistliche ihm die Waffen spitzfindiger Logik liefern. Vor allem aber opfert Bernick seine eigene Seele. Seine Stellung in der Gesellschaft ist ihm alles; sein Gewissen wird darüber zum Schweigen gebracht. Lona Hessel dringt in ihn, er möge der Wahrheit die Ehre geben. Bernick kann sich zunächst dies Ansinnen nicht anders erklären, als daß die verlassene Geliebte sich an ihm rächen wolle. Daß sie das Bild des Geliebten von Flecken reinigen möchte, auf den Gedanken kommt er garnicht. Die Beantwortung der Frage, ob die endliche Umwandlung Bernicks psychologisch ausreichend begründet ist, würde uns hier zu weit führen. Ich bemerke nur kurz, daß die ganze Entwicklung des Stückes schon etwas Ge-

waltsames hat. Die Lieblingsideen des Dichters müssen siegreich werden; diesem Verlangen müssen sich alle Personen des Dramas in ihrem Zusammenspiel fügen. Immerhin empfinden wir etwas von wahrer Befreiung, als der Konsul sich mannhaft entschließt, nicht mehr von der Lüge zu leben, sondern von neuem anzufangen als der, der er wirklich ist. Und so schließt denn unser Stück auch hoffnungsvoll. Wir sind davon überzeugt: der geläuterte, mutige Bernick mit seiner Frau, die er jetzt und die ihn jetzt erst eigentlich besitzt, mit seinem wackeren Jungen, der sich später selbst seine Lebensaufgabe suchen soll, mit seiner unerschrockenen, unerbittlich wahren Freundin, die sein besseres Selbst so lange suchte, bis sie es fand unter den gesellschaftlichen und geschäftlichen Rücksichten — sie werden stark und wahr ein Neues bauen! Und wir stimmen mit dem Dichter ein: Wahrheit und Freiheit sind die Stützen der Gesellschaft!

Und doch: sind wir ganz zufrieden? Wohl nicht. Zuviel des Quälenden sahen wir schon in diesem Drama. Die Vertreter der Gesellschaft sind im besten Fall unverständig und gedankenlos, andere sind halb wahr, endlich die nächsten Freunde Bernicks sind geradezu verlogen. Frische, klare Luft umweht uns nur auf der anderen Seite. Schon Dina mit ihrem Drang, aus der kleinlichen Tugendhaftigkeit herauszukommen, soll nach des Dichters Absicht sich vorteilhaft von ihrer Umgebung abheben. Das volle Licht aber fällt erst auf die energische, zielbewußte Lona Hessel. Recht, Wahrheit und Freiheit sind auf der Seite derer, die der Gesellschaft und ihren Anschauungen ablehnend und feindlich gegenüberstehen.

In „Nora“ wird der Sieg des Individualismus in der weiblichen Persönlichkeit gezeigt. Lona Hessel tritt als fertige, ausgeprägte Persönlichkeit vor uns hin; Nora führt uns darauf, wie das Weib eine solche werden kann. Schon in früheren Dramen finden sich Anklänge an diesen Gedanken; sie sind aber leiser und undeutlicher als hier. Als in „der Bund der Jugend“ das Haus des Kammerherrn Malsberg durch die Unredlichkeit des Erben zusammenzubrechen droht, da klagt Selma, die Gattin des jungen Erich Malsberg, daß die Männer sie nie an ihren Plänen und Sorgen hätten teilnehmen lassen. Jetzt, wo das Unglück hereinbricht, soll sie gut genug sein, um tragen zu helfen. Nun aber bricht sie aus: „nichts will ich tragen helfen! Wie hat mich nicht gedürstet nach einem Tropfen eurer Sorgen! Aber bat ich, so ward ich mit einem feinen Scherz abgewiesen. Ihr kleidetet mich wie eine Puppe; ihr spieltet mit mir, wie man mit einem Kinde spielt!“ Ebenso wird ja Betty Bernick von dem Konsul nie in seine Sorgen eingeweiht. Sie lebt neben ihm wie ein unwissendes Kind, und ihr ganzes Wesen geht auf in der

sich anlehnenen und sich aufopfernden Liebe. Dina dagegen ist innerlich aufrührerisch gegen die langweilige, unaufrichtige Wohl-
anständigkeit der Gesellschaft. Doch ist sie darin aufgewachsen,
ist jung und steht allein, und so hat sie denn noch keine rechte
Sicherheit und Klarheit all dem gegenüber. Ihre Stärke besteht
bisher nur im Verneinen dessen, was ihr als Gipfel der mora-
lischen Weisheit gepriesen wird.

Erst „Nora“ beantwortet die Frage: wie macht sich die Frau
von unwürdigen Fesseln frei? mit echt Ibsenscher Schärfe und
Rücksichtslosigkeit. Noras Mann, Bankdirektor Helmer, war im
Anfang seiner Laufbahn Rechtsanwalt. Als Anfänger verdient er
noch nicht viel, um so mehr, als er sich nur mit solchen Fällen
befaßt, die durchaus reinlich sind. Im ersten Jahr der Ehe muß
er deshalb allerlei Nebenverdienst suchen und überanstrengt sich
so, daß der Arzt erklärt, nur eine Reise nach dem Süden könne
ihn retten. Aber nur Nora erfährt, daß es so ernst steht; der
Kranke selbst ist nicht klar über seinen Zustand. Beide Gatten
reisen nun nach Italien und bleiben ein ganzes Jahr dort. Es
ist Nora nicht leicht geworden, ihren Mann zu diesem Entschluß
zu bringen. Sie hat ihm vorgestellt, wie schön es für sie sein
würde, wie andere Frauen eine Reise ins Ausland zu machen.
Sie hat ihm angedeutet, er könne das Geld ja borgen. Doch das
wollte der peinlich korrekte Helmer nicht. Da bringt Nora eines
Tages die nötige Summe. Dem Gatten sagt sie, das Geld sei
von ihrem Vater. Das kann sie ihrem Manne um so leichter
vorreden, als ihr Vater gerade in jenen Tagen starb. In Wirk-
lichkeit hat Nora sich das Geld von einem etwas heruntergekome-
nen Bekannten namens Günther verschaffen lassen. Sie sollte,
so verlangte jener, dafür einen von ihrem Vater unterschriebenen
Schuldschein bringen. Da nun ja Noras Vater in jenen Tagen
schwer krank lag, wollte sie ihn nicht beunruhigen und fälschte
deshalb seine Unterschrift. Unerfahren und kindlich wie sie ist,
hat sie keine Ahnung von der Tragweite dieser unheilvollen Tat.
Jetzt ist sie in der Hand jenes Günther. Dieser sucht sie denn
auch später auf und verlangt von ihr, sie solle ihren Einfluß bei
ihrem Manne dahin geltend machen, daß Günther seinen Posten
bei der Bank behielte. Als Nora ihn abweisen will, sagt er ihr,
daß er ihre Urkundenfälschung kenne und klärt sie darüber auf,
wie straffällig sie sich gemacht habe. Das kann Nora garnicht
fassen. „Eine Tochter sollte nicht das Recht haben, ihren alten,
totkranken Vater mit Kummer und Sorgen zu verschonen? Eine
Frau sollte nicht das Recht haben, ihrem Mann das Leben zu
retten?“ Das müßten schlechte Gesetze sein, die so eine Frau
verurteilen wollten! Sie glaubt, der unangenehme Mensch habe
sie nur erschrecken wollen, um sein Ziel zu erreichen. Nun aber

sagt Helmer selbst gelegentlich seiner Frau, jener Günther hätte Urkunden gefälscht. Und moralisch ruiniert habe er sich vor allem dadurch, daß er die Schuld nicht offen gestanden habe, sondern sich auf Schleichwegen habe herauswinden wollen. So habe er sein Heim durch Lüge vergiftet. Mit Entsetzen hört Nora ihr Urteil. Aber sie kann und will noch nicht an ihre Schlechtigkeit glauben. Ihr Gewissen spricht sie rein von der Anklage, daß sie ihr Heim vergiftet habe.

Da sie aber in Todesangst vor den Folgen ihrer damaligen Tat ist, bittet sie ihren Mann, er möge jenem Günther die Stelle doch gönnen. All ihre kleinen Künste und Koketterien bietet sie auf. Vergebens. In diesem Punkt versagt ihr Einfluß. Der selbstgerechte Helmer will den Entgleisten nicht behalten. Günther wird entlassen. Er kommt wieder zu Nora und eröffnet ihr, den Schuldschein wolle er behalten, aber nicht benutzen, wenn Helmer ihm verspräche, ihn anzustellen. Er hat deshalb einen Brief an Helmer geschrieben, den er Nora zeigt. Nun aber kommt es zu einer Aussprache zwischen Günther und Frau Linden, seiner Jugendgeliebten. Frau Linden war Mitbewerberin um die von Günther begehrte Stellung, ohne daß sie wußte, daß der frühere Geliebte ihr Konkurrent war. Beide sprechen sich aus und die alte Liebe erwacht. Sie wollen vereint durchs Leben gehen. Frau Linden greift nun entscheidend in das Geschick Noras ein. Sie ist eine jener Ibsen'schen Frauengestalten, die das bessere Selbst eines Mannes zu wecken verstehen und dadurch die schwüle Atmosphäre reinigen. Günther ist hochofren über die Aussicht und die Hoffnungen, die nun vor ihm liegen. Er will deshalb den Brief an Helmer vernichten. Aber Frau Linden bewegt ihn dazu, den Brief doch abzusenden. Denn sie hat gemerkt, daß es zwischen Nora und Helmer unbedingt klar werden muß.

Und es wird klar. Die verzweifelte Nora will sich aus dem Hause schleichen und sich das Leben nehmen. Ihr Mann aber findet den Brief im Briefkasten und hindert Nora am Fortgehen. Helmer macht seiner Frau die heftigsten Vorwürfe, ist entsetzt, weil sie „keine Religion und keine Moral besitzt“, denkt aber nur an sich, immer nur an sich und an den Skandal, den es geben wird. Nun aber kommt der zweite Brief mit dem Schuldschein, den Nora dem Günther ausgestellt hatte. Sofort ist Helmer herzensfroh! Und auch jetzt denkt er nur an sich. Charakteristisch ist sein erster Ausruf: Nora, ich bin gerettet! Und nun soll alles vergessen sein. Alle religiösen und moralischen Gründe, die doch bestehen bleiben, ganz abgesehen von dem Erfolg jener unheilvollen Tat Noras, sind vergessen. Nur vor dem Skandal hat der kleinliche, unwahre Egoist feige Angst gehabt. Nora,

ich vergebe Dir! deklamiert er jetzt großartig. Aber dem armen Weibe sind die Augen aufgegangen. Nie hat Helmer sie geliebt; es machte ihm nur Spaß, in sie verliebt zu sein. Eine auf Achtung gegründete Gemeinschaft hat nie bestanden. Mit einem fremden Mann hat sie zusammen gelebt, acht Jahre lang. Sie muß von ihm gehen und zunächst etwas werden. Bisher war sie ihm nichts als eine Puppe, als ein Spielzeug. Sie muß über sich selbst und die Welt klar werden. Ueber Helmer kommt angesichts dieses tötlichen Ernstes, der mit einemmal das ganze Wesen seiner kleinen Frau erfüllt, die bitterste Reue: „ich sehe es, ich sehe es, ein Abgrund hat sich zwischen uns aufgetan! Aber Nora, sollte er sich nicht überbrücken lassen?“

Nora. So wie ich jetzt bin, bin ich keine Frau für Dich.

Helmer. Ich habe die Kraft, ein anderer zu werden.

Nora. Vielleicht — wenn Dir die Puppe weggenommen ist.“

Es wird wirklich Ernst. Alles lehnt Nora ab: Korrespondenz, Hülfe von ihrem Mann. Immer hatte sie auf das Wunderbare gewartet: ein Großes, Schönes, Freies mußte doch endlich einmal in ihrem Leben auftauchen, das so eng und kleinlich und kindisch verlief. Jetzt hat diese unklare Sehnsucht unter der Wucht eines realen Erlebnisses greifbare Gestalt gewonnen: wir beide müßten uns so verändern, daß wir innerlich zusammengehören. Das würde das Wunderbare sein. Mit dieser leisen Hoffnung klingt das Stück aus.

Als die Katastrophe eintritt, sind wir zweifellos auf der Seite der armen, so lieblos behandelten Frau. Aber durch die frühere Zeichnung der Charaktere hat der Dichter uns dies Urteil keineswegs leicht gemacht. Er hat das beabsichtigt. Der korrekte Helmer mit seiner peinlich sauberen Art erscheint uns sympathischer als seine eitle, nicht immer ganz wahre Frau, die auch von allerlei kindischen Untugenden unerzogener Dämchen, wie z. B. Naschhaftigkeit, nicht frei ist. Um so größer wird die Leistung des Dichters, wenn er unsere Zu- und Abneigung so durchaus zu wandeln weiß. Er bringt das fertig durch die wirksame Anklage gegen die Art von Moral, wie Helmer sie vertritt. Unwissend und ohne alles selbständige Urteil in geschäftlichen, sozialen und moralischen Fragen bleibt die Frau. Ihre ganze Welt ist ihre Häuslichkeit, in der sie das Spielzeug des verliebten Mannes ist. Und als sich nun einmal die Verwahrlosung des Weibes so rächt, gerade dadurch rächt — Ironie des Schicksals — daß sie dem geliebten Mann helfen will, da ist dieser aufs höchste empört und verlangt ein Maß von Einsicht und sittlichem Urteil, zu dem weder er noch sonst jemals irgend einer dies verzogene Wesen emporgezogen hat. So steht wieder der Einzelne der ungerechten, unwahren Gesellschaft

gegenüber. Diesmal ist es die unselbständige, unterdrückte Frau, die sich gewaltsam aus ihren Verhältnissen reißen muß, um von der Fessel loszukommen und das Gute in sich frei machen zu können.

In Freiheit und eigener Verantwortung soll die Frau wählen; auch dann noch, wenn sie schon längst in der Ehe lebt. Das eheliche Band soll ein Band sein, keine Fessel. Ellida Wangel, „*Die Frau vom Meer*“, war, wie so viele Frauen, durch ihre Ehe gefangen. Gekettet an ihren Mann, den Distriktsarzt Wangel, der kam und sie kaufte. Die alte Geschichte und bleibt doch ewig neu. Zehn Jahre vor dem Zeitpunkt, in dem unser Drama spielt, hat sie sich mit dem wildfremden Untersteuermann eines amerikanischen Schiffes verlobt. Freilich sah sie bald ein, wie sinnlos das Ganze gewesen war. Aber das half nichts. Der geheimnisvolle Fremde übte auch aus der Ferne eine suggestive Anziehungskraft aus. Er ging in seinen Briefen auf die wiederholte Absage Ellidas überhaupt nicht ein. Und jetzt, wo sie längst das Weib eines andern ist, kommt er und will sie holen. „Der Mann ist wie das Meer“ sagt sie. Er ist für sie grauenvoll und „grauenvoll ist das, was abschreckt und anzieht“ – eine echt weibliche Erklärung. Dr. Wangel will sein Weib nicht wählen lassen. Aber wählen will und muß sie noch: das ist das Einzige, was ihr in ihrem krankhaften Zustand klar ist. Solange ihr Mann sie keinen eigenen Willen haben läßt, dauert der Zauber des Fremden an, dem Ellida in Angst und Freude, in Zuneigung und Abneigung entgegenseht. Endlich erkennt der Arzt, als es fast schon zu spät ist, daß er seine Frau in Freiheit muß wählen lassen. Und da wählt sie ihn, dem sie mit den Banden gemeinsamer Aufgaben verbunden ist. Das Verbotene, Unbekannte verliert den geheimen Reiz, als das bisher bevormundete Weib selbst über sich bestimmen darf. Voll dramatischer, spannender Kraft ist diese letzte Szene zwischen dem Ehepaar Wangel und dem wilden unsteten Fremdling. „Leben Sie wohl, Frau Wangel. Fortan sind Sie nichts mehr für mich, als ein überstandener Schiffbruch in meinem Leben.“ Mit diesen Worten verschwindet der Steuermann.

Nora verläßt ihren Mann, Ellida wählt den ihren nach mehrjähriger Ehe und gewinnt ihn so erst. Was würde aber daraus werden, wenn die Gattin den selbstsüchtigen oder gar den moralisch gesunkenen nicht aufgibt? Auf diese Frage gibt Ibsen eine Antwort in „*Gespenster*“; und sie fällt schrecklich aus. Frau Alving hat sich in ihrem Gemahl, dem jungen, schönen, liebenswürdigen Kammerherrn, schwer getäuscht. Er führt ein lasterhaftes Leben, so daß die Gattin es bei ihm nicht mehr aushalten kann. Verzweifelt flieht sie zu Pastor Manders, dem Mann, den sie in Wahr-

heit liebt. Dieser aber weist sie zurück zu ihrem Gatten: es sei ihre Pflicht, treu zu dem Mann zu halten, mit dem sie durch ein heiliges Band verknüpft sei. Frau Alving gibt nach. Aber sie ist und bleibt eine Märtyrerin. Ihr Mann setzt sein ausschweifendes Leben fort. Da nimmt ihm die verzweifelte Frau das Heft aus der Hand. Wegen seines bösen Gewissens wagt der Kammerherr sich nicht mehr zu wehren. Frau Alving bekommt das Regiment und schickt den Sohn, den sechsjährigen Oswald, aus dem Hause. Der Knabe wächst heran und zeigt großes Talent für den Malerberuf. Er wählt denn auch diesen Beruf und leistet Tüchtiges. In den Zeitungen wird sein Name oft rühmend genannt. Aber bald zeigt sich an ihm der grause Fluch der Vererbung. Der ausschweifende Vater hat das Kind im Lebenskeim vergiftet. Oswald hat nie lasterhaft gelebt, freilich auch wohl nicht so solide, wie es für seine schwachen Nerven nötig war. Er wird so leidend, daß der Arzt ihm jede Arbeit verbietet. Von Paris, wo er bis dahin gelebt hat, kommt Oswald nach Hause. Dort erliegt er sehr bald einem neuen Anfall seines Leidens. Geistige Umnachtung und Verblödung wird sein Los sein.

Pastor Manders hatte nicht geahnt, daß der Kammerherr Alving nach der Versöhnung mit seiner Frau sein Lasterleben fortgesetzt hatte. Nach der Rückkehr Oswalds ins Elternhaus erst erfährt er diese Tatsache von Frau Alving und ist darüber äußerst bestürzt. Indes ändert er seine Auffassung nicht. Er meint, es sei der größte Sieg seines Lebens gewesen, als er einst die innig geliebte Frau von seiner Tür gewiesen habe. Diese Ansicht aber, über die sich doch wahrlich mindestens streiten ließe, geht auch nicht einmal aus dem innersten Wesen des Geistlichen hervor. Denn wir müssen immer wieder erfahren, daß Manders keinen Entschluß, keine Ansicht seines Lebens ohne Schielen nach der öffentlichen Meinung faßt. So hat er es jetzt, als alter Mann, zu tadeln, daß Frau Alving Schriften freier Richtung, die sie liest, offen in ihrem Zimmer herumliegen läßt. Er verdenkt es ihr ja nicht, wenn sie sich mit den geistigen Strömungen bekannt macht, die in der großen Welt durcheinander spielen. Aber „man spricht nicht darüber.“ Man ist seiner Umgebung, der Außenwelt, Rücksichten schuldig. Das Asyl, das zum Andenken an Kammerherrn Alving gebaut ist, läßt er nicht versichern, weil er fürchtet, man werde ihm das als einen Mangel an Gottvertrauen auslegen. Das Gebäude brennt ab, wahrscheinlich von Tischler Engstrand angesteckt. Der widerliche Heuchler schiebt geschickt dem Pastor die Schuld in die Schuhe, er bietet sich dann aber in selbstischer Absicht, sich als den Schuldigen hinzustellen. Manders geht auf den Vorschlag ein und wird so zum Lügner. So ist er ganz und gar ein Sklave der öffentlichen Meinung.

Auch Frau Alving ist niemals frei geworden. Wie viele gerade der besten Frauen, die im häuslichen Leben zu leiden haben, macht sie alles innerlich mit sich aus. Endlich sucht sie sich zu befreien; als aber der geliebte Mann sie zurückweist, wird jener Zug zum Grundzug ihres Wesens und vertieft sich immer mehr. Durch ihre schweren Erfahrungen kommt sie dazu, daß sie mit den „alten, toten Ansichten“ bricht. „Als Sie mich in das hineinzwängten, was Sie Pflicht und Schuldigkeit nannten; als Sie das als recht und wahr lobpriesen, wogegen meine ganze Seele sich als etwas Widerliches empörte. Da war es, daß ich Ihre Lehren an meinem eigenen Saum prüfen wollte. Nur einen einzigen, kleinen Stich gedachte ich aufzuziehen; aber als ich den gelöst hatte, riß das Ganze auf. — Und da sah ich, daß alles nur Maschinennaht sei!“ So spricht sie zu Manders. In der Tat: das Ganze riß auf. Frau Alving's Ansichten entwickelten sich bis zum Radikalismus. Ibsen selbst schreibt einmal über den Gang dieser Frau das feine Wort: „Gerade weil sie eine Frau ist, wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis zur äußersten Grenze gehen.“ Die freien Gewissensehen, in denen die Künstler in Paris leben, verteidigt sie. Sie geht so weit, daß sie eine Ehe zwischen Oswald und Regine, den beiden Halbgeschwistern, für möglich hält. Aber ebenso wenig, wie sie einst gewagt hat, ihren Mann zu verlassen, hat sie es unternommen mögen, ihren Sohn darüber aufzuklären, wie geartet sein Vater war. Erst zuletzt redet sie klar und deutlich, als es zwischen ihr und ihrem Sohn zur Aussprache kommt. Auf wie manches Leben, das zu Besserem hätte heranreifen können, mag die verständnisvolle Klage der Witwe passen: „Und nun mußte er hier in einer halbgroßen Stadt umhergehen, die keine erhebende Freude, sondern nur Vergnügungen zu bieten vermag. Hier mußte er bleiben, ohne einen Lebenszweck zu haben; — er hatte nur ein Amt. Er sah nirgend eine Arbeit, der er sich mit all seinen Kräften hätte widmen können; er hatte nur eine Beschäftigung. Er besaß keinen Kameraden, der im Stande gewesen wäre, mit ihm zu empfinden, was Lebensfreudigkeit ist; — er hatte nur Zechbrüder.“ An ein so haltloses Dasein gekettet, hat Frau Alving stets geschwankt zwischen dem, was sie nach außen hin vertrat und was sie innerlich glaubte und war. Denn die „alten ererbten, toten Ansichten“ gehen wie Gespenster in ihr um. Im ganzen Lande gehen sie um. „Und darum sind wir alle mit einander so gottsjämmerlich lichtscheu.“

Frau Alving fand nicht den Weg zu ihrem Selbst. Indessen Manders hält seine Schwäche für seine Stärke, Frau Alving aber ist sich ihrer Feigheit wohl bewußt. Sie hat es einst versäumt, den entscheidenden Schritt zu tun, den Nora wagte. Und dadurch hat sie allmählich die Kraft verloren, mutig für ihre Ueberzeugung

einzustehen. So lebt sie weiter und weiter in den Verhältnissen, die eigentlich für sie tot sind.

Und Oswald? Liefert der Unglückliche nicht den Beweis, daß kein Mensch ganz er selbst sein kann, daß die Bedauernswertesten der menschlichen Gesellschaft ein elendes Leben unter dem Fluch fremder, früherer Schuld hinschleppen? Das Gespenst der Vererbung, das schon Brand quält, das seinen Lebensweg hart und steinig macht, tritt hier schauerlich, riesengroß vor unsere Seele. Ein reichbegabtes junges Leben leidet und erliegt unter fremder Schuld. Ein Anblick, der uns aufs Tiefste erschüttert! Ein uraltes, zorniges Wort wird lebendig: „Ich will die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern.“ Und Oswald bandelt mit Regina an; er ahnt ja nicht, wie nahe sie ihm verwandt ist. So wie den Sohn mit Regina hatte Frau Alving einst ihren Mann mit der Mutter des Mädchens überrascht. „Gespenster! Das Paar aus dem Blumenzimmer geht wieder um!“ flüstert die erschreckte Frau und denkt an den leichtsinnigen Vater dieses Sohnes. Gespenster gehen um, wir können sie nicht bannen, denn sie sind in unser Wesen eingezogen – das ist der schwermütige Grundton unseres Dramas. Er bleibt auch der Schlußton, voll schneidender Dissonanz.

Nicht zu verwundern war es, daß das Stück dem Dichter die heftigsten Angriffe seiner Gegner eintrug. So schwarz in schwarz hatte er noch nie gemalt. Ibsen gibt Antwort in „*ein Volksfeind*.“ Soll man denn immer die Augen absichtlich schließen und in lügenhafter Selbsttäuschung leben? Das Faule nicht faul, das Verseuchte nicht verseucht nennen?

Dr. Stockmann lebte lange in gedrückten Verhältnissen, in kleinem Ort mit geringer Praxis. Seit einiger Zeit aber ist er Badearzt in einem Ort, der eben aufzublühen beginnt. Da macht er eine schlimme Entdeckung. Die Wasserleitung ist durch Abwasser vergiftet; sie muß deshalb ganz umgelegt werden. Diese Arbeit würde etwa zwei Jahre in Anspruch nehmen. Stockmann will seine Entdeckung in einer Denkschrift veröffentlichen. In seinem grundehrlichen Herzen kann er es sich nicht denken, daß irgend jemand an dieser Veröffentlichung Anstoß nehmen könne. Er teilt sie zuerst seinem älteren Bruder mit, der Bürgermeister des Ortes ist. Dieser aber, eine durchaus andere Natur als der Arzt, will von einer Veröffentlichung der Denkschrift nichts wissen. Er denkt zunächst daran, daß kein einziger Badegast kommen würde, wenn die Unreinigkeit des Wassers bekannt würde. Unehrlich drückt er sich um die so unbequeme Wahrheit herum: „aus deiner Abhandlung habe ich die Ueberzeugung nicht gewinnen können, daß die Wasserverhältnisse des Bades so gefährlich seien, wie du sie darstellst.“ „Ein tüchtiger Arzt muß

seine Verhaltensmaßregeln zu treffen, den schädlichen Einflüssen vorzubeugen und abzuwenden verstehen.“ Vor allem ist dem Stadtoberhaupt die Entdeckung des Bruders deshalb unangenehm, weil er, der Bürgermeister, es durchgesetzt hatte, daß die Gebäude der Badeanstalt und das Wasserwerk an dem Platz angelegt wurden, wo sie sich befinden. Als der Bruder im Interesse der Wahrheit nicht nachgeben will, droht ihm der Bürgermeister mit seiner Entlassung als Badearzt. Der Arzt habe als Beamter nicht das Recht, eine andere Ueberzeugung zu haben als seine Vorgesetzten.

Da wendet sich Dr. Stockmann an die Redaktion des „Volksboten“. Der Besitzer des Blattes, vor allem aber die Leiter, sind auch willig, das Blatt zur Verfügung zu stellen. Aber ihre Beweggründe sind unlauter. Ihnen liegt es nur daran, den Bürgermeister und die führenden Kreise der Stadt ihrer Vormacht zu berauben. „Wir haben jetzt alle Aussicht“, sagt Redakteur Haustad, „die Kommunalverwaltung in diejenigen Hände zu legen, denen sie von Rechtswegen zukommt“. In dieser Hoffnung gehen sie begeistert auf den Vorschlag des Doktors ein und nennen diesen „einen wahren Volksfreund“. Nun aber werden sie durch den Bürgermeister aufgeklärt. Wenn der Plan des Badearztes verwirklicht wird, dann muß eine Summe von mehreren 100 000 Kronen aufgebracht werden. Und da die Aktionäre der Badeanstalt „sich nicht in der Lage sehen,“ weitere Opfer zu bringen, so müßte die Stadt die Kosten tragen. Das Fatalste aber an der ganzen Sache ist, daß dann das Bad auf ein paar Jahre geschlossen werden müßte. Diese Nachrichten ändern die Auffassung jener scheinbar so freiheitlich gesonnenen Leute mit einem Schlage. Schon vorher war Thomsen, der Besitzer der Zeitung, wankend. Er ist der rechte Typus des kleinbürgerlichen „Liberalen“. Der Regierung macht er Opposition, ohne Angst zu haben, denn was schadet ihm die Regierung? Aber den lokalen Machthabern, die ihm seine kleinen Kreise stören können, widersetzt er sich nur ungerne. Und jetzt fallen die Wackeren alle drei um. Als Dr. Stockmann wieder auf die Redaktion kommt, wird ihm eröffnet, man könne seinen Artikel über das Bad nicht abdrucken. Wie? sagt Stockmann entrüstet. Sie sind ja doch der Redakteur, und ich denke, der Redakteur leitet eine Zeitung? Da wird dem unpraktischen Idealisten bedeutet, daß die Abonnenten, die öffentliche Meinung, ein Blatt leiten. Ein Aufsatz des Bürgermeisters dagegen wird sofort zum Druck angenommen. Dr. Stockmann will sein Manuskript auf eigene Kosten als Flugblatt drucken lassen. Auch das wird ihm abgeschlagen. Da kündigt der mutige Mann eine Volksversammlung an. Aber niemand will ihm einen Saal zur Verfügung stellen. Nur Kapitän Holster findet den Mut.

In der Versammlung aber läßt man Dr. Stockmann auf den Antrag des Bürgermeisters nicht über das Bad reden. Da spricht er denn in längerer Rede seine Ueberzeugung von dem Wesen der allgemein verbreiteten Bürgergesinnung aus. Nicht die kompakte Majorität hat recht; nicht bei ihr ist die Freiheit, so freisinnig sie sich auch stellen mag. Denn der große Haufe ist nicht der Kern des Volkes. Die Menge ist blos der Rohstoff, aus dem von den Besseren das Volk erst gebildet werden soll. Als man ihm nun vorwirft, das hieße das Volk verachten, verwahrt sich Stockmann energisch. Nicht der gehört ja zum Pöbel, der ein einfacher Mann ist. Nein, wer mit dem großen Haufen läuft, keine eigene Ueberzeugung hat, nur die Gedanken seiner Vorgesetzten denkt, der gehört zum geistigen Pöbel. Und diese Wahrheit hat nie das Recht auf ihrer Seite. „Das ist eine jener landläufigen Gesellschaftslügen, gegen die jeder freie, denkende Mann sich auflehnen muß.“ Nun erklärt die erbitterte Bürgerschaft in einer erregten Szene den ihr ganz unverständlichen Einspänner für einen Volksfeind. Abends wirft ihm der Janhagel die Fenster ein. Stockmann will auswandern. Aber vorher tritt noch eine schwere Versuchung an ihn heran. Sein Bruder besucht ihn, bringt seine Entlassung als Badearzt und bestärkt ihn in seinem Vorsatz, auszuwandern. Zugleich eröffnet er ihm etwas, wovon Stockmann noch keine Ahnung hatte. Dr. Stockmanns Schwiegervater, Worse, hat ein gutes Vermögen, von dem er einen großen Teil den Kindern Stockmanns vermacht hat. Dr. Stockmann und seine Frau sollen bei ihren Lebzeiten die Nutznießung dieses Vermögens haben. In diesem Augenblick kommt der alte Worse selbst und erzählt, daß er mit dem Gelde, das seine Enkelkinder erhalten sollen, die Aktien der Badeanstalt, die jetzt leicht zu bekommen waren, aufgekauft habe. Nun verlangt er, Stockmann solle öffentlich seine Aeüßerungen über das Bad zurücknehmen. Das verlangt er um so mehr, als der ärgste Schmutz aus seiner Gerberei in die Wasserleitung kommt. Er will aber wieder „als reinlicher Mensch leben und sterben.“ Zum erstenmal gerät der wackere Arzt ins Schwanken. Die Wissenschaft müßte doch Gegenmittel zu finden wissen — ich habe doch auch Pflichten gegen meine Familie — Johannes Geld ist aufs Spiel gesetzt — mit solchen Zweifeln quält er sich.

Da kommen die Redakteure Haustad und Billing. Sie haben erfahren, daß Niels Worse die Badeaktien aufgekauft hat. Jetzt glauben sie Dr. Stockmanns Angriff zu verstehen! Er hat die Aktien entwerten wollen, um sie dann billig aufzukaufen, der Schlaukopf! Und nun lockt Stockmann in einer Szene voll köstlichen Humors folgenden Plan aus beiden Halunken heraus: sobald Dr. Stockmann die Aktien für billiges Geld in der Tasche

hat, wird ein bisschen an der Wasserleitung geflickt und etwas am Strand herumgewühlt, der Schaden gilt als gehoben, das Bad blüht auf, und Dr. Stockmann ist ein gemachter Mann! Zur Unterstützung dieses Planes stellen sie ihm ihr Blatt zur Verfügung. Thomsen sagt gut für den Hausbesitzer — und den Mäßigkeitsverein. Stockmann jagt die Kerle Hals über Kopf aus dem Hause. Diese niederträchtige Zumutung kam zur rechten Zeit. Sie macht den Doktor gegen jede Versuchung stark. Sein Schwiegervater erhält eine Absage. Ja Stockmann entschließt sich, nicht aus dem Ort zu weichen: „hier soll die Schlacht geschlagen werden, hier will ich siegen!“ Eine Wohnung, die er sonst von niemand bekommen hätte, bietet ihm der furchtlose Holster. Die sorgenvolle Rede seiner Frau, man werde ihn schließlich doch herausdrängen, beantwortet Stockmann mit der siegreichen Zuversicht: der stärkste Mann in der Welt ist derjenige, der allein steht!

Th. Carlyle vergleicht einmal in seiner kräftigen Art die Menschen mit einer Schafherde. Drei Vergleichungspunkte findet er: „auch die Menschen sind gesellig und ziehen gern herdenweis; zweitens sind sie auch furchtsam und bleiben sich nicht gern allein überlassen; und drittens und vor allen Dingen sind sie fast bis zur Blindheit kurzsichtig.“ Alle drei Tugenden in schönem Verein beobachten wir denn auch an den Vertretern der Herdenmoral in unserm Stück. Stockmann, seine Frau, die besonnener ist als er, seine aufrichtige Tochter Petra, die die Bewerbungen des unredlichen Haustad abweist, Stockmanns tapfere Jungens, die sich für die Ueberzeugung des Vaters mit den andern Buben prügeln, sie alle heben sich ungemein vorteilhaft von dieser gleichförmigen Herde ab. So protestiert der Dichter gegen die öffentliche Meinung, die kompakte Majorität, die ihn wegen des Dramas „Gespenster“ niederschreien und moralisch tot machen will. Er fürchtet sich nicht vor dem „großen Krummen“! Eine Peer Gynt-Natur geht aus dem Kampf mit dem schwammigen Ungeheuer geschwächt hervor. Ibsen-Stockmann aber darf es als Ergebnis seines Kampfes aussprechen: der Starke ist am mächtigsten allein!*)

Der Starke ist am mächtigsten allein — aber wird er schließlich nicht doch müde? Werden auch die sehnigsten Arme Tag und Nacht die schweren Schutz- und Trutz Waffen schwingen können? Was nützt denn schließlich die dornenvolle Arbeit des

*) In der ersten Zeit nach dem Erscheinen des „Volksfeind“ wurde öfter darauf hingewiesen, daß die Ideen des Stückes Verwandtschaft zeigten mit den Gedanken des dänischen Religionsphilosophen Kierkegaard. Das ist wohl richtig. Noch viel mehr aber trifft es für den „Brand“ zu. Denn der Individualismus, wie Kierkegaard ihn predigt, ist vor allem ein religiöser. In der Kierkegardischen Schrift: „Der Einzelne“ tritt diese Art von Individualismus besonders kräftig hervor.

Dichters? Verlangt er nicht zuviel? Müssen nicht Herdenmenschen, Durchschnittsmenschen die Regel sein? Und ist diesen Wesen die Lebenslüge nicht nötig wie das tägliche Brot? Die Idee zu einem neuen Stück entsteht. „Die Wildente“ wird es betitelt.

Großhändler Werle hat in jungen Jahren mit Leutnant Ekdal zusammen allerlei unlautere Geschäfte gemacht. Eine Betrügerei kommt vor Gericht. Werle, der schlaudere, geschäftskundigere von beiden, wird freigesprochen, Ekdal, der unvorsichtiger war, weil er sich der Strafbarkeit des Treibens weniger bewußt war, wird zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Seitdem ist er ein gebrochener Mann. Werle läßt ihn nicht ganz fallen, sondern gibt ihm eine Stellung in seinem Kontor. Hjalmar, dem Sohn Ekdals, läßt er das Photographieren lernen und veranlaßt ihn, Gina Hansen zu heiraten. Gina war bis dahin im Hause des Großhändlers Wirtschaftlerin und stand in nahen Beziehungen zu ihm. Hjalmar Ekdal ist ein durchaus charakterloser Mensch. Nicht nur andern gegenüber, nein, auch vor sich selbst hat er stets eine Pose. Wie alle innerlich unwahren Menschen weiß er schließlich garnicht mehr, wie unecht sein ganzes Sein ist. Alles, was er erlebt, wird ihm zum Deklamationsthema. Seine Tochter Hedwig hat schwache Augen. Wenn sie nicht geschont werden, ist zu befürchten, daß das Mädchen erblindet. Fortwährend schwätzt Hjalmar von seiner Fürsorge für seine Tochter. Das hindert ihn aber nicht, ihr die Retouschierarbeit aufzubürden, die ihre Augen so angreift. Eine Erfindung will er machen, um seinen alten, gebrochenen Vater wieder aufzurichten. Aber er arbeitet nicht und träumt nur von der Erfindung. Fragt ihn jemand, wie weit er sei, so antwortet er ungeduldig: du must mich nicht nach solchen Einzelheiten fragen. Ein Erfinder muß auf die Inspiration warten. Einen großen Teil seiner Zeit bringt er mit seinem Vater auf einem großen, zur Wohnung gehörigen Bodenraum zu. Dort treiben beide kindische Spielereien. Der alte Ekdal versetzt sich in einer Umgebung von einigen Hühnern, Tauben, Kaninchen und einer Wildente in die glücklichen, freien Zeiten zurück, als er noch in den Wäldern jagte. Dabei trägt er seine alte Uniform, in der er sich nicht mehr öffentlich sehen lassen darf. Hjalmar ist sein Spielgefährte und währenddessen arbeiten Frau und Tochter für ihn. Seine Tochter will er selbst unterrichten, aber auch daraus wird natürlich nichts. In einem Atem erzählt er, wie sein Vater sich nach seiner Verurteilung das Leben habe nehmen wollen und wie er, Hjalmar, selbst bei diesem verzweifelten Entschluß angelangt sei. Den Vater beurteilt er so: „Er vermochte es nicht, er war feige. So verkommen, so ruiniert an seiner Seele war er schon damals.“ Seine eigene Todesfurcht bemäntelt

er: „In dem entscheidenden Augenblick gewann ich den Sieg über mich selbst. Ich blieb am Leben. Aber du kannst glauben, es gehört Mut dazu, unter den Verhältnissen das Leben zu wählen.“

So unwahr spricht Hjalmar zu seinem Freund Gregor, dem Sohn des Großhändlers Werle. Dieser ist beständig bemüht, das bessere Teil des Freundes zu retten. Soll Dr. Stockmann nach der Meinung des Dichters nur ein unklarer Phantast scheinen, so soll es Gregor Werle wirklich sein. „Mein lieber Hjalmar,“ sagt er dem Freunde in der eben erwähnten Szene, „ich möchte fast glauben, du habest etwas von der Wildente in dir.“ Es ist die Art dieser Tiere, wenn sie angeschossen sind, unterzutauchen, sich in die Wasserpflanzen festzubeißen und auf dem Dunkel des Grundes zu sterben. So, sagt Gregor dem Freunde, machst du es auch. Du bist in einen giftigen Sumpf geraten; du bist auf den Grund gegangen, um im Dunkel zu sterben. Ich sehe aber meine Lebensaufgabe darin, dich wieder emporzubringen. Gregor täuscht sich ganz und gar. Hjalmar hat ganz recht, wenn er behauptet, er habe nichts von der Wildente in sich. Er hat keineswegs die Absicht, im Dunkel zu sterben. Er liebt sein unwahres Leben mit aller Kraft, deren er fähig ist und bildet sich ein, er werde noch eine glänzende Zukunft haben. Gregor Werle klärt, um sein Rettungswerk an dem Freunde zu krönen, diesen darüber auf, in welchem Verhältnis Gina zu Großhändler Werle gestanden hat. Er hofft, die Gatten würden sich nun aussprechen und ein neues Leben mit einander anfangen. Hjalmar macht seiner Frau eine theatralische Szene. Er vermutet ohne Grund, Hedwig sei nicht sein Kind und verläßt sein Heim. Aber nicht auf Nimmerwiedersehen, wie er seiner Frau und sich selbst vorreden wollte. An die Durchführung dieses Vorsatzes glauben wir von vornherein nicht. Hjalmar kneipt mit dem heruntergekommenen Theologen Molvig und dem Arzt Relling. Dann kommt er wieder nach Hause und läßt seine Laune vor allem an seiner unschuldigen Tochter aus. Er will sie nicht sehen; überall ist sie ihm im Wege. Das zarte Mädchen wird durch die Behandlung, die der über alles geliebte Vater ihr angedeihen läßt, gebrochen. Sie nimmt sich das Leben. Sie hatte in der Tat etwas von der Wildente an sich. Und Hjalmar bleibt in seinem Hause. Gina kennt ihren Mann und weiß, mit welchen Mitteln man ihn gewinnt. Sie hat ihm etwas zu essen hingestellt, und es ist geradezu tragikomisch, wie mit jedem Bissen, den der traurige Mensch genießt, sein Entschluß mehr ins Wanken gerät. Gregor Werle sieht sich bitter enttäuscht. Seine Lebensaufgabe ist zu nichts zerronnen. Aber Relling sagt ihm in seiner kalten Art, es habe so kommen müssen. Denn diese Leute könnten nicht leben ohne Lebenslüge. Es sei deshalb ein aussichtsloses Be-

mühen, sie wahr und frei machen zu wollen. Darum hat auch Gina von ihrem Standpunkt aus ganz recht, wenn Gregor Werle mit seiner „idealen Forderung“ ihr ein unangenehmer Gast ist. Sie alle, alle leben in der Lebenslüge, die der Meister uns hier vor die Augen führt. Gina hat ihren Mann betrogen und ist durch den gleichmäßigen Trott der Häuslichkeit und den Stumpfsinn ihrer „glücklichen“ Ehe dahin gekommen, daß sie gar kein Schuldgefühl mehr hatte.

„Bist du hier wirklich nicht mit Reue und Gewissensbissen umhergegangen?“ fragt Ekdal.

Gina. „Ach, lieber Ekdal, ich habe reichlich genug damit zu tun gehabt, an das Haus und all' die tägliche Arbeit zu denken.

Hjalmar. Du warfst also niemals einen prüfenden Blick auf deine Vergangenheit?

Gina. Nein, ich hatte, weiß Gott, diese alten Intriguen fast vergessen.

Hjalmar. O diese abgestumpfte, fühllose Ruhe! Sie allein hat schon für mich etwas so Aufregendes. Bedenke nur — nicht einmal Reue!

Gina. Aber sage mir doch, Ekdal, was wäre wohl aus dir geworden, wenn du nicht eine solche Frau wie mich bekommen hättest?“ Ohne Zweifel meint die Frau das ganz ehrlich. Auch die sanfte, sympathische Hedwig, in dieser Lebenslüge aufgewachsen, kann sich ihrem Einfluß nicht entziehen. Bewundert und verehrt sie doch einen solchen Vater. Der einstige Theologe Molvig fristet sein jämmerliches Dasein mit einer Lüge, die Relling ihm suggeriert hat. „Molvig ist dämonisch“ hat der Arzt dem Trunkenbold so oft gesagt, bis dieser es selbst glaubt. Glaubte er das nicht, so wäre er längst an Selbstverachtung zu grunde gegangen. Der alte Ekdal träumt kindisch von vergangenen Zeiten, Gregor Werle täuscht sich über den Freund. Der Großhändler hat sich durch Lug und Trug emporgearbeitet, findet aber nicht mehr wie Konsul Bernick den Weg aus dem Labyrinth seines Lebens heraus. Der Kreis, der ihn umgibt, paßt zu ihm. Mit seiner Haushälterin, die er in zweiter Ehe heiratet, spielen „die Kavaliere Blindkuh“, wie Gregor dem Vater bitter sagt. In keiner Figur aber ist der satirische Pessimismus des Dichters schärfer ausgeprägt, als in Relling. Er, der Einzige, der die Lebenslüge durchschaut und nicht in sein Leben aufnimmt, ist — ein skeptischer Cyniker.

Also soll der „große Krumme“ schleichend siegen? Die „kompakte Majorität“ alles niederschreien? Die Lebenslüge das Daseinsgesetz feiger Geschöpfe sein? Sind dem Dichter die beiden Stützen der Gesellschaft, Wahrheit und Freiheit, zusammengebrochen? Werden keine Starken, Vornehmen wieder auftreten, die der

Gesamtheit gegenüber siegreichen Mut behalten? Die Frage führt uns zu „Rosmersholm“. Rebekka West wohnt auf Rosmersholm im Hause des Pfarrers Rosmer, der einem alten Geschlecht angehört, das sich stets durch seine vornehme Denkweise ausgezeichnet hat. Rebekka faßt eine wilde, leidenschaftliche Liebe zu dem verheirateten Mann. Um ihn zu erobern, scheut sie kein Mittel. Sie sagt seiner Frau, Beate, in Rosmer vollziehe sich eine Umwandlung; er falle vom Glauben und überhaupt von der Weltanschauung seiner Väter ab. Rebekka hat mit dem Scharfsinn des liebenden Weibes bemerkt, daß eine solche Umwandlung in Rosmer sich in Wirklichkeit anbahnt. Nun schlägt sie schließlich geradezu verbrecherische Wege ein. Sie sagt Beate, sie stehe innerlich so zu Rosmer, daß sie aus dem Hause müsse. Ja sie deutet tückisch an, es sei in der Tat zwischen Beates Mann und ihr schon so weit gekommen, daß sie gehen müsse. Das erträgt Beate nicht mehr; sie nimmt sich das Leben. Rebekka West wußte es, daß sie auf diese Weise des armen, schwachen Weibes sich würde entledigen können. Ihre Rechnung stimmte. Jetzt hat sie freie Bahn. Aber nun vollzieht sich eine wunderbare Umwandlung in ihr. Sie könnte ungehindert auf ihr Ziel losgehen. Aber durch den milden Einfluß der vornehmen Natur Rosmers wird sie allmählich so umgeändert, daß ihr Begehren nachläßt und sie in geistiger Gemeinschaft mit Rosmer zufrieden und glücklich wird. Rosmer möchte gern Adelsmenschchen schaffen, die Besseren finden und noch veredeln, aus denen, wie es im „Volksfeind“ heißt, das wahre Volk erst gebildet werden soll. „Mich dünkt, daß es gelingen müßte. O, welche Freude wäre dann das Leben! Keinen gehässigen Streit mehr. Nur Wettstreit. Alle Augen auf dasselbe Ziel gerichtet. Jedes Streben, jeder Sinn vorwärts steuernd — aufwärts — jeder auf seinem eigenen natürlichen Wege. Glück für alle — geschaffen durch alle.“ Aber er zweifelt daran, daß er diesen Zustand werde herbeiführen können. Denn er, der den wahren Sachverhalt nicht ahnt, wirft sich vor, er habe Beates Tod verschuldet. Er hat sich später klar gemacht, daß er mit Rebekka innerlich enger verbunden gewesen sei, als mit seiner Frau. „Noch als Beate lebte, gehörten dir alle meine Gedanken. Nur nach dir sehnte ich mich. Nur bei dir empfand ich stille, frohe, wunschlose Glückseligkeit.“ So quält den edlen Mann sein zartes Gewissen. Rebekka ist ihm wirklich mehr gewesen, als seine eigene Frau. Denn wenn sie ihm sagt: „solange Beate lebte, warst du niemals ganz du selbst,“ so muß Rosmer das zugeben. Aber einen furchtbaren Vorwurf hört die Schuldige aus den Worten des Ahnungslosen: „Wenn wir zurückdenken, Rebekka, so begann unser Zusammenleben wie eine süße, heimliche Kinder-

liebe. Ohne Verlangen und ohne Traum. Empfundest du nicht ebenso?“

Auch Rektor Kroll, der Bruder der unglücklichen Beate, ist so ganz und gar im Unklaren über die Ursache jener Katastrophe, daß er gelegentlich der Rebekka sagt, es wäre doch zu schön, wenn sie die Stelle seiner armen Schwester einnehmen könnte. Das sagt er eines Abends, als er zu seinem Schwager gekommen ist, um allerlei mit ihm zu besprechen. Er hat entdeckt, daß seine größeren Schulkinder, ja seine eigenen Kinder von der radikalen politischen Richtung angesteckt sind. Ja, was das Unglaublichste ist, seine Frau, die Zeit ihres Lebens seine Ansichten geteilt hat, hält es jetzt in manchen Fragen mit ihren Kindern. Kroll fordert den Schwager auf, ihm und seinen Freunden im politischen Kampf zu helfen. Sie haben die konservative „Amtszeitung“ gekauft und Rosmer soll die Leitung übernehmen. Die Würde seines Familiennamens, seine feine Denkweise, seine unantastbare Ehrenhaftigkeit werden den Rosmer zu dieser Arbeit besonders tauglich machen. Nun muß Rosmer dem Freunde eröffnen, daß er seine Ueberzeugung gewechselt hat. Seine Gesinnung ist liberal, wenn er auch seiner Art nach nie unbedingter oder gar agitierender Parteimann sein wird. Der entrüstete Kroll sagt Rosmer sofort die Freundschaft auf. „Wer in den entscheidenden Lebensfragen nicht mit mir geht, den kenne ich nicht mehr. Und dem bin ich keine Rücksicht schuldig!“ so ruft der Parteifanatiker. Indessen er kommt noch einmal wieder. Seine Schwester war einst, nachdem Rebekka sie umgarnt hatte, bei ihm und hat ihm ihre Not geklagt. Sie hat auch angedeutet, daß Rebekka den Rosmer heiraten müsse. Das hält Kroll jetzt dem Schwager vor. Rosmer ist natürlich entrüstet. Aber Kroll kalkuliert so: wer so frei denkt wie Rosmer, wird auch unsittlich handeln. Zu trauen ist ihm jedenfalls nicht mehr. Darum erscheinen die Andeutungen der verstorbenen Schwester dem Rektor jetzt in anderm Lichte als früher. Doch macht er trotzdem noch den Versuch, den Schwager wieder zu gewinnen. Er erinnert ihn an die Traditionen seiner Familie. Auf jeden Fall könne Rosmer seine neuen Ansichten doch wenigstens verbergen. Aber Rosmer bleibt fest. Eine andere Prüfung steht ihm noch bevor. Mortensgard, der Leiter der freisinnigen Zeitung „Der Leuchtturm“, besucht den einstigen Pfarrer. Er fragt ihn, ob er im „Leuchtturm“ erzählen dürfe, daß die politischen Ansichten Rosmers sich geändert haben. Das gestattet Rosmer. Im Gespräch der beiden stellt es sich aber heraus, daß Mortensgard geglaubt hat, Rosmer habe auf religiösem Gebiet seinen früheren Glauben behalten. Das war dem freisinnigen Redakteur gerade recht. Denn „Freidenker haben wir schon im voraus genug das, was die Partei braucht, sind christ-

liche Elemente, etwas, was jedermann respektieren muß.“ Und von diesem Gesichtspunkt aus gibt Mortensgard dem einstigen Pfarrer den Rat, seinen religiösen Gesinnungswechsel für sich zu behalten. Mortensgard glaubt um so weniger ganz frei vorgehen zu dürfen, als auf seine Person einmal in sittlicher Beziehung ein Schatten gefallen ist. Dasselbe, so glaubt er, sei bei Rosmer der Fall. Denn er hat einen Brief von Beate, in dem die unglückliche Frau bittet, wenn böse Gerüchte über den Lebenswandel ihres Mannes an Mortensgard kämen, diese im „Leuchtturm“ nicht zu berühren. Den ernstesten Versicherungen Rosmers, daß niemand ihm etwas Schlechtes nachsagen dürfe, schenkt Mortensgard keinen Glauben. Auch er meint, wenn auch von anderm Standpunkt aus als Kroll: „ich weiß nicht, weshalb ein frei gewordener Mann es unterlassen sollte, das Leben so voll zu genießen wie möglich.“ Deshalb gipfelt sein Rat auch in dem: „seien Sie vorsichtig!“

Rosmer will sich an Rebekka eine feste Stütze schaffen und bietet ihr seine Hand an. Nun empfindet die durch Rosmer Geadelte die ganze Größe ihrer Schuld und sagt dem geliebten Mann die volle Wahrheit. Und das hat sie im Zusammenleben mit diesem Aristokraten erfahren: die Lebensanschauung der Rosmer adelt, aber sie tötet das Glück. Die sittliche Höheit Rosmers hat dem liebenden Weibe das Gewissen geschärft, so daß sie zu dem Schluß gekommen ist: durch ein Verbrechen habe ich mir den Weg zu dem Geliebten gebahnt und darf ihm darum nicht gehören. Rosmer ist durch die furchtbare Erkenntnis von der selbstsüchtigen Grausamkeit und Unwahrheit Beates so gebrochen, daß er an seinem Vermögen, Adelsmensch zu werden, verzweifelt. So gibt er denn Kroll nach und macht seinen Frieden mit ihm. Rebekka kann ihm nicht wieder die frohe Ueberzeugung beibringen, sie sei durch ihn geadelt worden. Und so gehen sie beide, verzweifelt wie sie sind, gemeinsam den Weg, den Beate gegangen ist.

„Die Entwicklung“, sagt Lhotzky, „will nicht einzelne Herrenmenschchen herauszüchten, um die Massen der Minderwertigkeit und Unvollkommenheit zu überlassen, sondern sie trachtet danach, der Gesamtheit auf eine höhere Stufe zu verhelfen.“ Eben eine solche Entwicklung wollte Johannes Rosmer heraufführen. Aber das Material taugt nicht dazu. Weder Kroll noch Mortensgard. Beide sind nicht frei und stark. Beide sind in kleinlichen Rücksichten und Aengsten befangen. Sie fürchten sich vor Freund und Feind. Und wenn man sieht, wie auf beiden Seiten der Parteikampf geführt wird, so muß man an der Menge geradezu verzweifeln. Wo Parteirücksichten den Ausschlag geben, regiert die Rücksichtslosigkeit, ja die Roheit. Da hört jeder vornehme

Ton auf. Man unterstellt dem Gegner die gemeinsten Motive, man spürt seine schlechten Seiten auf und will die guten nicht sehen, man kämpft mit Schlagworten, die auf groben Geschmack, beschränkten Verstand und ein oberflächliches Gemüt berechnet sind, ja man scheut nicht davor zurück, das Privatleben des Gegners durch den Schmutz zu ziehen. Nein, im Parteikampf gedeiht nicht der Adelsmensch!

Ulrik Brendel, der begabte Jugendfreund Rosmers, hat den Mut gehabt, das Leben nach seinem Sinne zu leben. Er hat es verkehrt angefangen und ist entgleist. Aber daß er etwas für sich sein wollte, „ist schon immerhin etwas“ sagt Rosmer. So groß ist der Widerwille Ibsens gegen den Herdentrott, daß ihm der verbummelte Sonderling sympathischer ist als der feige Durchschnittsmensch. Rebekka, die geadelt worden ist, Rosmer, der andere adeln kann, sie gehen beide zugrunde. Du Edelmensch kannst dich nicht durchsetzen. An die Masse kannst du nicht glauben. Das wäre das Schlimmste noch nicht. Vernichtet wirst du erst, weil du an dich selbst nicht glauben kannst. In dir steckt zu viel von deiner Umgebung und deiner Sippe. „Johannes Rosmer wurzelt tief in seinem Geschlecht“ sagt Rebekka einmal nachdenklich. Als er sich mit seinem feinen Gewissen quält, ruft sie: „Das sind vererbte Zweifel — vererbte Angst — vererbte Gewissensbisse!“ Welche kleinen weiblichen Schwächen hat sie selbst doch an sich, das freigewordene Weib. Sie hat sich schon seit Jahren ein Jahr jünger gemacht als sie ist. Die Andeutung Krolls, sie sei eine natürliche Tochter von Dr. West, dessen Adoptivtochter sie zu sein glaubte, ist ihr sehr unangenehm. Gewiß, solche Schwächen treffen den Kern des Menschen nicht, aber sie sind Symptome dafür, daß er nicht innerlich frei ist. Und so lange du das nicht bist, wirst du nie ein neues Geschlecht heraufführen können! Der traurigen Grundstimmung des Stückes entspricht allerlei geheimnisvoll schauriges Beiwerk. Man erzählt sich, daß auf Rosmersholm die Toten als weiße, springende Pferde wiederkommen. Die kleinen Kinder auf Rosmersholm schreien nie; sie geben kein Zeichen kräftiger Lebensäußerung von sich. Johannes Rosmer hat nie gelacht. Er hat es vermieden, den Weg zu betreten, von dem seine Frau sich ins Wasser stürzte.

Wo sind denn nun die Adelsmenschchen zu suchen, die stolz und sicher ihren Weg gehen? Wie sehen die siegreichen Aristokraten aus? etwa wie die vornehme, rassige *Hedda Gabler*? Von Rosmer sagt sein Schwager Kroll, er könne bei seiner feinfühligsten Natur den Skandal nicht ertragen, den sein Abfall erregen werde. Rosmer scheut den ordinären Lärm des Parteikampfes. Auch Hedda Gabler fürchtet das Austragen von Diffe-

renzen auf dem breiten Markt. Aber bei all ihrer anerzogenen Vornehmheit ist sie keine innerlich adlige Seele. Sie wird in ihrem Tun und Lassen von einem Gedanken beherrscht: von der Furcht vor dem Skandal. Und diese Furcht ist durchaus niedriger, als die Scheu Rosmers. Dieser ist nicht persönlich feige, sondern ekelt sich nur vor der Widrigkeit des Klatsches. Die Gesellschaftsdame Hedda aber ist in ihrer ganzen Existenz von dem Urteil ihrer Kreise abhängig, nicht von dem, was sie wirklich ist. So ist das stolze Weib eine Sklavin.

Sie, die Tochter des Generals Gabler, ein schönes, blasirtes Mädchen, hat den Privatdozenten der Kulturgeschichte Jörgen Tesman geheiratet. Nicht etwa aus Liebe. Daraus macht sie in ihrer zynisch-kalten Art weder dem Gerichtsrat Brack noch ihrem alten Bekannten Ejlert Lövborg gegenüber irgend einen Hehl. In der kleinbürgerlich engen Atmosphäre, in der Tesman mit seiner alten, braven Tante Jule zusammen lebt, will die verwöhnte Offizierstochter schier ersticken. Tesman ist ein tätiger, gewissenhafter Mensch, aber ein trockener, langweiliger Stubengelehrter ohne eigene Gedanken. Im Sammelfleiß liegt seine Kraft. Hedda empfindet das auch ganz richtig. Als Lövborg sagt, er werde nicht nur über die Kulturgeschichte der Gegenwart schreiben, sondern auch seine Gedanken über den vermeintlichen Kulturgang der Zukunft darlegen, meint Tesman, über so etwas werde er nie schreiben. Dergleichen erscheint ihm als phantastische Konstruktion. Hedda gibt höhnisch zu verstehen, daß sie sich der beschränkten Begabung ihres gelehrten Mannes wohl bewußt ist.

Ejlert Lövborg, ein hervorragend befähigter Mensch, hat in früheren Jahren einen planlosen, bisweilen auch ausschweifenden Lebenswandel geführt. Jetzt aber hat er Aussicht, etwas zu werden, weil sein Buch Aufsehen erregt hat. Ja Tesman muß fürchten, Ejlert Lövborg werde ihm ein gefährlicher Mitbewerber um eine Professur werden. Als diese Angelegenheit im Fluß ist, gibt der Gerichtsrat Brack wieder einmal einen seiner fidelen Junggesellenabende. Er lädt auch Lövborg dazu ein, den er bei Tesman kennen gelernt hat. Lövborg sträubt sich zuerst, denn er fürchtet sein altes Laster, die Trunksucht. Aber Hedda drängt ihn, hinzugehen. Sie hofft, er werde sich in Zucht nehmen und empfinden, daß er ein freier Mann sein könne. Und sie will ihm dazu verhelfen. Sie hat eine heiße Sehnsucht, Macht über ein Menschen-schicksal zu haben. Lövborg erliegt ganz und gar. In der Betrunktheit verliert er ein wertvolles Manuskript. Es enthält eben seine Gedanken über den Kulturgang der Zukunft und stellt die Fortsetzung des schon erschienenen Buches dar. Lövborg war wohl mit Recht stolz auf diesen Abschluß seiner Arbeit. „Das

ist erst das Wahre. Das, worin ich selbst bin.“ Tesman findet das Heft und nimmt es mit nach Hause. Er läßt es in Heddas Händen, als er an das Sterbelager seiner Tante eilt. Hedda hat den Ejlert Lövborg schon als Mädchen gekannt und sie haben gute Kameradschaft gehalten. Aufgelöst wurde dies Verhältnis durch die leidenschaftliche Zudringlichkeit Lövborgs. Hedda hat den Frechen im ersten Zorn mit der Pistole bedroht, war aber, wie sie ihm später sagt, zu feige zu schießen. Auf Lövborg hat später Frau Thea Elvsted großen Einfluß gewonnen. Sie, die Frau eines zwanzig Jahre älteren Mannes, hat diesen verlassen, um sich mit Lövborg zu vereinen. Sie hat ihn bei der Abfassung seines Buches begeistert und innerlich gestützt. Dies Zarteste aus seinem Verhältnis zu Thea erzählt Lövborg der Hedda. „Theas reine Seele war in dem Buch.“ Das kann Hedda nicht ertragen. Also sie hat nur die Sinnlichkeit des wilden Mannes reizen können, und die kleine, sanfte Thea hat seine besten Kräfte zu wecken gewußt! Wie schon so oft, empfindet sie auch jetzt, wie gehalten ihr Leben ist. Noch niemals ist sie jemandem etwas gewesen! Den Gedanken erträgt sie nicht. Nun soll Thea dem Lövborg umsonst geholfen haben! In Abwesenheit Tesmans kommt Ejlert Lövborg verstört und sagt, daß er sein Manuskript verloren habe. Hedda enthält ihm das Gesuchte vor. Noch mehr. Als sie fühlt, daß Ejlert durch den Verlust seines Manuskriptes gebrochen ist, gibt sie ihm eine Pistole. Aber — das ist ihr letzter Wunsch für ihn — in Schönheit soll er sterben. Und als er fort ist, vernichtet Hedda seine Arbeit: „Jetzt verbrenne ich dein Kind, Thea! Du mit deinem Kraushaar! Dein und Ejlert Lövborgs Kind. Jetzt verbrenne, jetzt verbrenne ich das Kind!“ Ihrem Mann eröffnet Hedda mit kalter Ruhe, daß sie das Manuskript vernichtet hat. Aber sie lügt ihm vor, sie habe es um seinetwillen getan, damit der begabtere Mitbewerber ihm nicht gefährlich werde. Tesman bedauert wohl den armen Lövborg. Aber dies Gefühl geht unter in dem der jubelnden Freude, daß Hedda ihn so liebe. Eine Natur wie Tesman kann auch in ihrer Liebe nur kleinlich und selbstisch sein.

Lövborgs Leben endet keineswegs in Schönheit. Er stürzt, mit der Pistole bewaffnet, zu einer leichtfertigen Sängerin namens Diana. Bei ihr war er nach jener durchschwärmten Nacht, und sie beschuldigt er, sie habe ihm das Manuskript gestohlen. Was nun passiert ist, ob Lövborg sich selbst erschossen hat, oder ob das Mädchen, von ihm angefallen, in der Notwehr ihn erschossen hat, wird nicht klar. Die Nachricht vom Tode Lövborgs bekommt Hedda vom Gerichtsrat Brack. Er weiß, daß Hedda dem Lövborg die Pistole gab. Wenn das offenbar wird: welche Folgerungen wird man daraus ziehen, daß Hedda dem Lövborg

eine Pistole gab? Nicht die, daß beide sehr vertraut zu einander standen? Indeß, solange ich schweige, so tröstet der herzlose Genußmensch, wird nichts offenbar. Rede ich aber, dann kommt der Skandal. Nun hat Brack aber der Frau Tesman schon lange in seiner vorsichtig berechnenden Art nachgestellt. Sie weiß, daß er ein gefährlicher Mensch ist. Seine Versicherung: ich werde meine Macht nicht mißbrauchen, kann bei seinem Charakter nicht beruhigend wirken. Nun steht es vor der Tür, was Hedda mehr fürchtet, als den Tod: der Skandal. Darum schießt sie sich eine Kugel in die Schläfe.

Niemand aus diesem Kreise ist frei und ganz. Das verbummelte Talent ebenso wenig wie der fleißige Streber. Ejlert Lövborg hat nicht einmal, wie Ulrik Brendel, den Mut zum konsequenten Bummeln. Er schwankt haltlos hin und her. Brack ist der elegante Gesellschaftsmensch, darum so gefährlich, weil der kaltherzige Lebemann nie einen Schritt tun wird, der ihn äußerlich kompromittiert. Wie Hedda lebt er ganz von der Wertschätzung der Außenwelt; er wird darunter aber nicht unglücklich wie die schöne Frau. Davor schützt ihn sein Egoismus. Im Mittelpunkt steht Hedda. Sie ist für begehrlche Männer so anziehend wegen der faszinierenden Mischung von Kälte und Leidenschaft, die Frauen ihres Schlages auszeichnet. Wegen ihrer Furcht vor dem Skandal hat sie sich in die Maske der blasierten Gleichgültigkeit gehüllt, die ihr nach und nach zur zweiten Natur wurde. Sie kokettiert in leichtfertiger Weise, dann aber klappt sie plötzlich das Visier herunter. Denn sie hat nicht die Verwegenheit zur kecken Tat. Nicht moralische Bedenken halten sie zurück. Sie läßt es sich gefallen, wenn Brack schlüpfrige Reden über dreieckige Verhältnisse zwischen Mann, Frau und Hausfreund führt. Sie würde auch wohl bis zum Aeußersten gehen, wenn sie sich nur sicher fühlte. Aber in der Hand des herzlosen Brack sein, immer in Furcht vor dem Skandal leben müssen, das erträgt sie nicht. Sie beneidet die schüchterne Thea Elvsted, die den Mut hatte, das Leben nach ihrem Wunsch zu gestalten. Drum ist ihre erste Frage an Thea die; was glaubst du, werden die Leute von dir sagen? Darum bleibt sie Tesmans Frau, obwohl sie ihn wegen seiner kleinlichen Lebensauffassung verachtet, obwohl sie ihm zürnt, weil er ihr kein glänzendes Leben bieten kann. Wie ästhetisch vornehm eine Dame wie Hedda sich auch vermöge ihrer feinen Formen und ihres bestrickenden Aeußeren zu geben weiß, die Betrachtung ihres Lebens wirkt peinigend. Ein solches Leben ist kein Kunstwerk, es verläuft nicht in Schönheit. Und das empfindet Hedda selbst am drückendsten. Das Bewußtsein von der Leere ihres Daseins verführt sie zu gemeiner Rache. Die tückische Grausamkeit verbindet sich, wie so oft,

mit feiger Schwäche. Wahrlich, das Gegenteil innerer Vornehmheit!

In der Sphäre von Hedda Gabler suche niemand die Adelsmenschen; er würde sich grausam enttäuscht sehen. Aber vielleicht finden wir den siegreichen Adel in dem stolz erfolgreichen Leben eines Solneß? *Baumeister Solneß* ist hoch gestiegen. Alle andern hat er verdrängt. Den fähigen Brovik hat er sein Leben lang in seinen Diensten gehalten und auch dessen tüchtigen Sohn Ragnar läßt er nicht selbständig werden. Ragnar ist mit Kaja Fosli verlobt. Das junge Mädchen hängt mit schwärmerischer Verehrung am Baumeister, will bei ihm bleiben und für ihn arbeiten. Solneß benutzt die Anhänglichkeit des Mädchens, um Ragnar zu halten.

Aber der scheinbar so selbstgewisse, kühne, klare Meister ist innerlich nicht sicher. Er fürchtet die Vergeltung für sein selbstsüchtiges Tun. Und die Vergeltung wird von der Jugend kommen. Solneß ist ein Mann in vorgerückten Jahren. Er besorgt, die aufstrebenden Talente werden ihn verdrängen.

Der Meister ist durch Unglück groß geworden. Zunächst durch das Unglück anderer Menschen, dann durch sein eigenes. Sein altes Wohnhaus brannte nieder; seine beiden kleinen Kinder starben an den Folgen, die der Schreck für die Mutter hatte. Doch hat der Meister den Brand stets im innersten Herzen gewünscht; denn durch dies Mißgeschick kam er als Baumeister hoch. Und da erscheint es ihm denn nach und nach so, als habe er den Brand verschuldet. So hat der Meister, wie Hilde Wangel sagt, „ein kränkliches Gewissen.“ Da er kein gutes Gewissen hat und haben kann, ist es reizbar geworden. Auch darin zeigt sich seine Unsicherheit, daß er immer fürchtet, seine Frau bemerke seinen inneren Zwiespalt und halte ihn für nicht normal.

Hilde Wangel hat als etwa zwölfjähriges Mädchen den Meister zum erstenmal gesehen, als er hoch oben einen Kranz an die Spitze eines Turmes hängte. Seit jener Zeit bewundert sie ihn unbedingt. Er hat das kleine Mädchen geküßt und ihm im Uebermut ein Königreich versprochen. Zehn Jahre hat sie gewartet; da aber der Meister nicht kam, sucht sie ihn auf, um ihr Königreich von ihm zu bekommen. Ihren Vater hat sie auf Nimmerwiedersehen verlassen. Sie schreckt nicht vor dem Gedanken zurück, die leidende, schwer geprüfte Frau Solneß zu hintergehen und zu berauben. Wenn man sich getraut, das zu tun, was man am liebsten tun möchte, das nennt sie ein starkes Gewissen haben. Nur einen Augenblick schwankt sie, als sie in längerer Unterredung das edle Herz von Frau Solneß kennen lernt. Aber diese weiche Regung hält nicht vor. Bald baut sie mit dem

Meister wieder Luftschlösser. Das Luftschloß aber, so wünschen beide, soll eine solide Grundmauer erhalten.

Solneß erzählt der Geliebten seine Entwicklung. In einem frommen Hause auf dem Lande war er aufgewachsen. Als er ein Meister wird, fängt er mit Kirchenbauten an. Und diese kleinen, ärmlichen Kirchen baute er mit so ehrlichem, innigem Gemüt, daß Er, für dessen Ruhm die Kirchen bestimmt waren, wohl mit dem Meister hätte zufrieden sein können. Aber das war nicht der Fall. Ließ er es doch zu, daß „der Unhold“ in dem Meister „herumrumorte“, daß dieser ein wilder, dämonischer Mensch wurde. Nun ließ Gott, so erklärt der Meister seinen Werdegang weiter, das alte Haus niederbrennen, um mir Gelegenheit zu geben, ein ganzer Meister in meinem Fach zu werden, ihm um so schönere Kirchen zu bauen. Auch die Kinder werden dem Meister genommen, damit er von nichts anderem gebunden wäre. Nicht von Liebe und Glück! Nur für seinen Gott soll er fortan leben; ihm Kirchen bauen. Aber an jenem Tage, an dem Hilde ihn zum erstenmal sah, steigt der Meister hoch und kühn auf den Turm. Dieser Aufstieg ist das Symbol dafür, daß er sich nun innerlich frei gemacht hat. Frei von der alten Weltanschauung, dem früheren Kirchenglauben! Nie mehr, so sprach er an jenem Tage zu Gott, will ich Kirchen für dich bauen. Nur Heimstätten für Menschen will ich fortan gründen. Jeder Aufstieg aber bedeutet für den Meister ein gefährliches Wagnis. Denn er ist innerlich nicht frei; er ist schwindlig. Seine Frau weiß das. Auch die Jugend, die er nicht aufkommen läßt, weiß es. Hilde aber will nichts davon wissen. Ihr Baumeister darf nichts scheuen!

Welchen Dank hatte der Meister für den Entschluß, den Menschen Heimstätten zu bauen? Sie hatten die traulichen Wohnsitze garnicht nötig, um glücklich zu sein. Also an eine verlorene Sache hat der Meister seine Arbeit gesetzt. „Nichts gebaut, im Grunde genommen!“ Jetzt aber will er das Einzige bauen, von dem er glaubt, daß es Menschenglück beherbergen könne. Das ist sein Luftschloß. Mit seiner Prinzessin will er es bewohnen und wird das auf der Zinne des Turmes in übermütigem Trotz Gott ins Angesicht sagen!

Die Jugend, die von Solneß niedergehaltene Jugend steht unten und wartet, ob der Meister den verwegenen Aufstieg wagen wird. Er wagt es, steht hoch oben und redet mit Gott. Da ruft Hilde ihm, wie einst vor zehn Jahren, in wilder Begeisterung zu. Der Meister schwindelt, fällt und zerschmettert tief unten im Steinbruch.*)

*) Die Verwandtschaft von Gerhart Hauptmanns „versunkener Glocke“ mit unserem Drama deutete ich an: In beiden Dramen der kühne, starke Meister,

Wahrlich, nicht die Geschichte eines Schwächlings war es, die wir da mit erlebten. Im Gegenteil. Es war der Lebensgang eines dämonischen Kraftmenschen, der sich zuviel vermessen hat und fällt. Solneß ist, wie viele ungewöhnlich Begabte, nicht eine jener still zufriedenen Naturen, die ihr Glück, sagen wir lieber, ihr Behagen im kleinen Kreise suchen, die sich mit dem Gegebenen, Ueberkommenen abfinden, um ungestört zu leben. Und doch: das Alte war in ihm noch zu stark. Wie Rosmer wurzelt er tief in seinem Geschlecht. Es ist eine der schwersten Aufgaben für den selbständig Gewordenen, alles auszuschneiden, was er mit der Muttermilch eingesogen hat. Viele gibt es, die das wohl möchten, wenige, die es wollen, und nur einige, die es können. Solneß ist beinahe so weit, da versagt ihm die Kraft. „Entsetzlich spannend“ flüstert die tolle Hilde einigemal. Ja, er ist entsetzlich spannend, dieser Kampf des Meisters. So spannend, weil er aus dem Leben gegriffen ist. Das Drama manches hoffnungsvollen, erfolgreichen und endlich gescheiterten Lebens zog an uns vorüber.

Und unser Drama ist für den Abschluß unserer Betrachtung geeignet. Denn die letzten Altersdramen erheben sich nicht mehr zu irgend welcher Hoffnung. Hat uns Baumeister Ibsen nicht Schritt für Schritt gezeigt, zeigen wollen, daß man im Grunde nichts bauen kann? Hat er den Solneß nicht aus stolzer Kraft und müder Resignation geschaffen? Von „Brand“ bis „Baumeister Solneß“ ist ein weiter Weg. Wir sind ihn miteinander gegangen und haben beobachtet, wie Ibsen einer der Träger des europäischen Pessimismus wurde. Wie alle Pessimisten geht er von idealistischen Voraussetzungen aus. Moralische Gebote kennt er nur in idealistisch gespannter Weise. Mit gewaltiger Forderung setzt „Brand“ ein. Immer klarer wird es dem Dichter auf dem Gange seines Schaffens: an seinen Idealen gemessen ist die „Gesellschaft“ schlecht. Die in ihr herrschende Moral erscheint immer nur als Sitte, der man sich um der Leute und um des Rufes willen fügt. Der innere Wille bleibt unberührt. Die Sitte ist heuchlerisch, nur auf den äußeren Schein berechnet. Moral, die auf selbständiger Ueberzeugung beruht, gibt es für Ibsen in der von ihm kritisierten Gesellschaft nicht. „Alles ist Maschinennaht!“ Der noch nicht geläuterte Bernick, Helmer, Pastor Manders, auch Frau Alving, die Majorität im „Volksfeind“, Hedda und wie sie alle heißen — sie handeln und leben unter

der doch nicht frei genug ist, um sich auf seiner Höhe behaupten und sein Werk hinausführen zu können. In beiden Dramen kann die Gattin dem Meister nicht das geben, was ihm eine Zeitlang ein fremdes Weib leistet. Aufschwung und Befreiung. In beiden Dramen sind das Werk des Meisters sowie sein Emporklimmen die Symbole seiner neuen Weltanschauung.

den verschiedensten Verhältnissen und in den verschiedensten Kreisen, aber eins ist ihnen gemeinsam: wenn sie etwas Gutes tun oder etwas Böses unterlassen, so geschieht das lediglich aus Furcht vor den andern. Die Kritik, die an einer solchen Gesellschaft geübt wird, muß natürlich erbarmungslos sein. Wie Schopenhauer, Tolstoi, Kierkegaard und alle Pessimisten seziert Ibsen hauptsächlich das eheliche Verhältnis. Eheliche Liebe ist schwer erreichbar. Denn die Frau hat sich gebunden, ohne zu wissen, was sie tat, ohne zu diesem wichtigsten Schritt des Lebens irgendwie erzogen zu sein. Und der Mann steckt sich garnicht das Ziel, das Wesen, das ihm eine Gabe und Aufgabe darstellt, zu gewinnen, um es zu verdienen. „Wieviel — nur so ungefähr — wieviel wahre Ehen haben Sie in Ihrem Leben schon kennen gelernt“? fragt Relling.

Gregor. „Ich glaube, kaum eine einzige.“

Relling. „Ich auch nicht.“

Gregor. „Aber ich kenne unzählige Ehen von der entgegengesetzten Art, und ich habe Veranlassung gehabt, aus der Nähe zu beobachten, was alles eine solche Ehe in einem Menschenpaar vernichten kann.“ So spricht der Ibsen, der daran verzweifelt ist, die Lebenslüge verbannen zu können. Und alles, was Gemeinsamkeit voraussetzt und bringt, muß vor den Richterstuhl des Unerbittlichen: Vereinswesen, Parteien, Beamtentum, Standesbewußtsein, Nationalstolz.

Denn Ibsens Pessimismus ist die Folge seines idealistischen Individualismus. Dieser sieht überall nur Herdentrieb und erkennt nicht, daß in der von ihm gebrandmarkten Gesellschaft auch der Gemeinschaftssinn zu Hause ist. Der Herdentrieb tut das Gute und unterläßt das Böse aus einem negativen Grunde: eben aus der Furcht, sich von der Herde abzusondern; denn von dieser getrennt, ist der Dutzendmensch ein Nichts, „ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.“ Dieser Herdentrieb ist das Wesen der gewöhnlichen Philistermoral. Aufdringlich störend, vielleicht schwer hemmend tritt diese Moral mit ihrem breiten Geschwätz oft genug in den Lebensweg des Selbständigen; in lächerlichem oder schrecklichem Aufputz, komisch oder tragisch wirkend, je nachdem. Aber nicht sie regiert schließlich, nicht sie schafft die Werte im menschlichen Zusammenleben. Siegreiche Kraft wohnt nur im Gemeinschaftssinn. Er, der edle Stiefbruder des niedrigen Sinnes, des Herdentriebes, handelt aus einem positiven Grunde sittlich gut. Er erkennt das Allgemeine, d. h. das allen Gemeinsame, als das gesunde Gesetz jeder normal entwickelten Individualität. Darum widerspricht er dieser nicht, sondern schließt sie in sich ein, nimmt sie in sich auf. Und deshalb ist jede echte Individualität stets im Dienst anderer tätig gewesen.

Wenn das Allgemeine das Gesetz auch meiner Individualität ist, so habe ich das Bedürfnis, auch für andere da zu sein. Hierin liegt das tiefste Wesen des Gemeinschaftssinnes. Und immer gewinne ich aus der Arbeit für andere und an andern meine Individualität erhöht und gestärkt wieder. Nie ist sie lebendiger und wirksamer, als wenn ich mich ganz vergesse und in hingebender Tätigkeit lebe. Nun wollen ja auch Ibsens Helden ihre Eigenart keineswegs im Eremitenleben reifen lassen. Gemeinschaft bilden und veredeln möchten sie, im heißen Kampf oder in friedlicher Entwicklung, je nach ihrem Temperament. Das Gemeinschaftsideal Rosmers ist ein hohes und lichtiges. Aber eben das Schicksal dieses Adelsmenschen zeigte uns ja den doppelten Grund seiner Niederlage. Erstens wird die Gemeinschaft sofort zur Herde und führt darum zu plebejischer Feigheit und zur Lebenslüge. Dann aber kann auch der Edelmensch die Art der Herde niemals ganz verleugnen. Und strebt er gewaltsam heraus, so geht es nicht ohne Schuld ab und muß deshalb mit dem Zusammenbruch enden, wie z. B. in der Lebenstragödie eines Solneß.

So sieht Ibsen jedes Solidaritätsbewußtsein der heutigen Gesellschaft im Vexierspiegel. Oft genug aber ist seine Kritik furchtbar treffend. Das muß mit allem Ernst gesagt werden, besonders dem halben Philistertum gegenüber, das ohne jede Prüfung und Sachkenntnis sein Unbehagen hinter dem Tadel versteckt: welch gehässige Uebertreibung! So ruft nur zu oft jene mutlose Halbheit, die kein höheres Ehrengesetz kennt als die Meinung der Leute, jene Halbheit, deren Moral sich auf der Vorsicht aufbaut. Zum Guten wie zum Bösen zu schlapp, hat sie von dem grimmen, höhnischem Alten aus dem Nordland schwere Hiebe bekommen, und das von Rechts wegen. Man hat nur dann das Recht, Ibsens Uebertreibungen als solche zu charakterisieren, wenn man den Wahrheiten seiner schonungslosen Kritik voll ins Gesicht gesehen hat. Erst dann darf man mit gutem Gewissen abwägen: Wer alles Gemeinsame in seiner heutigen Erscheinungsform so haßt und verachtet, wer es nur in der Gestalt des Herdentriebes sieht, der erschaut doch nur die eine Seite des Lebens. Und zwar die im Schatten liegende. So hat er trotz aller Feinheit der Beobachtung nur die Schattenseite des Lebens gezeichnet.

Zum Schluß noch eins; ich kann es in seinen verschiedenen Beziehungen nur noch flüchtig berühren. Wie steht Ibsen zum Naturalismus? Hierher gehört u. a. sein Interesse an psychiatrischen Problemen. Gibt es eine Willensfreiheit? Die Frage wird schon im „Brand“ mit großer Wucht aufgeworfen und später wieder aufgenommen; keineswegs immer mit befriedigendem Resultat. Ich erinnere nur an Ellida Wangel und an Oswald

Alving. Und wenn der Dichter der Willensfreiheit so skeptisch gegenüber steht, so zeigt sich darin eben wieder sein Pessimismus. Denn wenn jemand die Willensfreiheit für sein Programm braucht, so ist es doch der Individualist, bei dem alles auf die Kraft der Eigenart gestellt ist. Bezweifelt jener also den freien Willen, so verzichtet er selbst auf die Grundlage seiner Ueberzeugung. Mit dem Naturalismus hängt es ferner zusammen, wenn über die Menschen und Verhältnisse nie ein unwahr verklärender Schimmer ausgegossen wird. Naturalistisch begründet ist denn auch die Eigenart der dichterischen Form: die Natürlichkeit der Handlung und der Sprache, die mit den Gesellschaftsdramen beginnt. Vor allem aber kann die hochgespannte Forderung: sei ganz du selbst — schließlich zu dem Extrem führen: folge blindlings deiner Naturanlage. Und so hat Reich sehr richtig beobachtet, wenn er sagt, Ibsen habe bisweilen eine geheime Sympathie für jene Raubtiernaturen, die mit elementarer, leidenschaftlicher Wut sich ausleben. So schuf er z. B. zwei dämonische Frauengestalten: Rebekka West und Hilde, die Geliebte des Solneß. Aus dem Haß gegen die feigen Kompromißmenschen entsteht wieder jene Vorliebe des Dichters. Auf dieser Seite seiner Dichtung bauten dann deutsche Naturalisten ihre Tendenzstücke auf: epigonenhaft, ohne die Würde und den Ernst des Altmeisters.

Ibsen, so fanden wir, zeichnet die Schattenseite des Lebens. Nun wohl: dann mögen in seiner Negation viele Anstöße zu ernster Selbstprüfung liegen, aber eine gesicherte Position bietet er uns nicht, ein Führer zu höheren Gipfeln kann er uns doch nicht sein. Von jenem Philistersinn, der das Gute nur um der Leute willen tut oder besser: der das Schlechte nur um ihretwillen unterläßt, der sich nur in der Herde wohl fühlt, wird jeder ehrliche Mensch immer wieder einen häßlichen Bodensatz auf dem Grunde seiner Seele finden. Da können Ibsens Gedanken als ätzende Arznei wirken. Eine Flamme können sie sein, die das Wankende und Morsche verbrennt. So kann man auch auf unsern Dichter das düster-schöne Wort Nietzsches anwenden:

Ja ich weiß, woher ich stamme!

Ungesättigt gleich der Flamme

Glühe und verzehr' ich mich.

Licht wird alles, was ich fasse,

Kohle alles, was ich lasse,

Flamme bin ich sicherlich.

Und wenn wir den Schutt wegräumen und einen Neubau unternehmen wollen, so werden wir uns das Material ja suchen, unsere Freudigkeit und Geschicklichkeit prüfen und üben. Woraus wir bauen, wie hoch, von welcher Warte wir herunterschauen wollen, das ist Sache unserer Weltanschauung.

Alving. Und gegenüber ste
 mus. Denn w
 braucht, so i
 Kraft der Eig
 Willen, so ve
 zeugung. M
 wenn über di
 klärender Sch
 ist denn auch
 lichkeit der H
 dramen begin
 derung: sei g
 folge blindlin
 beobachtet, v
 Sympathie fü
 schaftlicher W
 Frauengestalt
 Solneß. Aus
 entsteht wie
 seiner Dichtu
 stücke auf:
 Altmeisters.

Ibsen, so
 Nun wohl:
 ernster Selbs
 er uns nicht,
 nicht sein.
 Leute willen
 willen unterl
 ehrliche Men
 dem Grunde
 als ätzende
 das Wankend
 unsern Dicht

Und wenn w
 nehmen wol
 unsere Freud
 wir bauen,
 wollen, das



it so skeptisch
 sein Pessimis-
 sein Programm
 m alles auf die
 also den freien
 e seiner Ueber-
 ner zusammen,
 n unwahr ver-
 tisch begründet
 m: die Natur-
 n Gesellschafts-
 angespannte For-
 Extrem führen:
 reich sehr richtig
 n eine geheime
 mentarer, leiden-
 zwei dämonische
 e Geliebte des
 promißmensch
 auf dieser Seite
 n ihre Tendenz-
 den Ernst des

seite des Lebens.
 ele Anstöße zu
 e Position bietet
 nn er uns doch
 ute nur um der
 nur um ihret-
 fühlt, wird jeder
 n Bodensatz auf
 bsens Gedanken
 en sie sein, die
 n man auch auf
 es anwenden:

n Neubau unter-
 erial ja suchen,
 d üben. Woraus
 herunterschauen

*Werk-, Akzidenz- und
Kunst-Druckerei von
Rudolph Wichelhoven
Iserlohn*